

Lodzzer Tageblatt

Abonnement für Lodz:
 jährlich 8 Rbl., halbj. 4 Rbl., viertelj. 2 Rbl.,
 monatlich 67 Kop. pränumerando.
Für Auswärtige:
 Vierteljährlich 2 Rbl. 40 Kop. pränumerando.

Insertionsgebühr:
 Für die Petitzeile oder deren Raum 6 Kop.,
 für Reklamen 15 Kop.
 Preis eines Exemplars 5 Kop.
 Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaction und Expedition:
 Dzielna (Bahn-) Straße Nr. 13.
 Manuskr. werden nicht zurückgeschickt.
 Redaktions-Sprechstunde von 9-12 Uhr Vormittags.

Zur Auslandsübernahme Insertionsaufträge: Haasenstein & Vogler A.-G., Hamburg, Königsberg L./P. oder deren Filialen.
 In Warschau: Rajchman & Frondler, Senatorska 18.
 In Moskau: L. Schabert, Pokrowska, Haus Sobolew.

Die seit dem Jahre 1795 in Warschau „Hotel de Europe“ bestehende Firma
N. S. Brüner & Co.,
 welche sich fast seit einem Jahrhundert des allgemeinen Vertrauens erfreut, wünscht den ge-
 hehrten Herrschaften auf der Provinz einen billigen Einkauf zu ermöglichen und errichtet zu
 diesem Zweck einen Verkauf ihrer aus Bronze- und Porzellan-Gegenständen, Stichen, antiken
 u. dgl. Kunstfachen, welche zum Gebrauch und zur Zierde jeder eleganten Wohnung dienen.
Der Verkauf beginnt heute um 10 Uhr Vorm. im Grand Hotel.
 Anmerkung. Die Firma erlaubt sich hierbei die in der Umgegend von Lodz wohnenden Liebhaber von
 schönen und zugänglichen Sachen aufmerksam zu machen, daß die Verkaufszeit eine möglichst beschränkte
 sein wird und bittet daher um gefälligen, baldigen Besuch.
 Mit Hochachtung (3-1)
N. S. Brüner & Co.,
 zur Zeit in Lodz, Grand Hotel, 1. Stock.

**Zur Reise Sr. Kaiserlichen Hoheit
 des Großfürsten Thronfolgers nach
 dem Orient.**
 V.
 Suez-Canal. — Aken. — Bombay*.)
 Am 8. November ließ die Escadre bereits
 Rania hinter sich. Das frische Wetter hielt noch
 immer an. In der Nacht vom 9. zum 10. No-
 vember wurden die den Hafeneingang von Port-Said
 bezeichnenden Leuchttürme und bei Tagesanbruch
 auch die Stadt sichtbar. Um 8 Uhr 10 Minuten
 ließ die Fregatte „Pamjatj Asowa,*“ salutirt von
 einer egyptischen Corvette und zwei englischen Ra-
 nonenbooten, in den Hafen ein.
 Die Embarcadere und Häuser am Quai waren
 mit russischen, griechischen und egyptischen Flaggen
 geschmückt. Ueberall waren Volksmengen sichtbar.
 Vom Ufer ertönten die Klänge von Musik und Ge-
 sang zu Ehren der hohen Reisenden. Der General-
 gouverneur der Landenge von Suez, Ibrahim Pascha
 Nabschi und Admiral Privilegio Pascha erschienen
 zur Begrüßung auf dem „Pamjatj Asowa.“
 Um durch den Canal zu gehen, mußte behufs
 Herstellung des erforderlichen Tiefganges ein Theil
 der Ladung vom Achter nach dem Schnabel verlegt
 werden. Diese Vorbereitungen hielten die Fregatte
 circa 2 Stunden in Port-Said auf.
 Der Fregatte folgte ein kleiner Dampfer, um
 bei den Wendungen des Colosses im engen Fahr-
 wasser behilflich zu sein. Tags darauf ließ der
 „Wladimir Monomach“ mit der rechten Seite auf
 Grund, kam aber glücklich ab.
 Gegen Abend erreichte der „Pamjatj Asowa“
 Smail und ging vor Anker. Seine Kaiserliche
 Hoheit der Großfürst Thronfolger verbrachte die
 Nacht in der Kajüte. Am Morgen des 11. No-
 vember erschienen zur Begrüßung Namens des
 Rhedive Prinz Hussein, der Minister des Auswärtigen,
 Sulfelar Pascha und Ober-Ceremonienmeister
 Abdurrahman Pascha. Bald darauf begaben sich die

Großfürsten ans Land, um sich mit dem Parade-
 zuge des Rhedives nach Kairo zu begeben, während
 unsere Escadre nach Suez auslief.

Inland.
St. Petersburg.
 — Die „Per. Bz.“ berichten, daß die
 Frage von der Ersetzung der derzeitigen privaten
 Kommissionäre für Getreidehandel in den Häfen un-
 auf den ausländischen Märkten durch besondere
 Agenten des Finanzministeriums nunmehr endgiltig
 entschieden sein soll.
 — Die „Hocotr“ erfahren von der Absicht
 die Einfuhr von Opium aus Persien in's Trans-
 kaspische Gebiet vollständig zu verbieten, um so den
 dort sich verbreitenden Opiumtrauen gründlich ei-
 ende zu machen.
 — Wie verlautet, ist dem Ministerium der
 Verkehrswege der Entwurf einer neuen Eisenbahnlinie
 — Orjansk-Kaluga-Moskau zur Durchsicht unter-
 breitet worden.
 — Die temporäre Verwaltung der Staats-
 eisenbahnen hat die Arbeiten in Betreff der neu pro-
 jectirten Zweiglinien der Wolesje-Bahn: von Wjelski
 stot nach Komsha und Ostrolenka, sowie von der
 Station Ostrow über Sniadowo nach Komsha be-
 endet. Ueberdies wird im laufenden Jahre der
 Bau der Linie Rowel-Dombrowka zur Verbindung
 der Grenze mit der Weichsel-Eisenbahn weiter ge-
 führt werden.
 — Im Gebäude der Staatsbank ist kürzlich
 die elektrische Beleuchtung eingeführt worden. An
 einem Hofe der Bank ist eine selbstständige Station
 mit zwei Maschinen neuerer Konstruktion erricht-
 worden, die bereits gegenwärtig 1500 Lampen ver-
 sorgt. Die elektrische Beleuchtung ist vor der Hand
 in folgenden Räumen der Bank eingerichtet: in der
 Kanzlei, Typographie, in dem Fonds-Depot, in der
 Spross-Abtheilung, in den Korridoren und einige
 anderen Appartements.
 — Der Gesamtbetrag der Reparitions-
 Steuer von Handels- und gewerblichen Unterneh-
 mungen ist, wie wir dem „Reg.-Anz.“ entnehmen
 für das Jahr 1891 für die zu den Gilden ge-
 hörenden Etablissements auf 4,300,000 Rbl. un-
 für die nicht zu den Gilden gehörenden Etablisse-

Lange's Garten.
 Heute Sonntag:
Militär-Quartier
 ausgeführt vom Orchester des 7. Jäger-Regiments
 aus Genshofen, unter Leitung des Kapellmeisters
Herrn P. Krönitz.
 Anfang 8 Uhr.
 Eintritt 15. Kop. Kinder frei.

**Restaurant
 Hôtel Mannteuffel.**
 Sonntag, den 24. Mai 1891:
Diner
 à 75 Kop.
Menu:
 Soupe pures d'Asperges.
 Consommé Colbert.
 Filet de Veau à la Milanaise.
 Pate d'Gibier mit Blumenkohl.
 Backhühner.
 Hammelcotelette.
 Compot — Gurkensalat.
 Punsch Imperial.

**Die Warschauer
 FEN-LEIH-GESELLSCHAFT**
 auf bewegliche Gegenstände
 mit, daß auf Grund der Feststellung des Herrn
 Kommissars vom 28. Dezember 1890 im Mo-
 August 1891 eine Abtheilung in der
 Lodz, im Hause Nr. 55 an der

Jachodniastraße (das zweite Haus von der
 Konstantinstraße) eröffnet wird. Die Lodzer Ab-
 theilung wird hauptsächlich **Werthsachen**, wie:
Gold, Silber, Edelsteine, plattirte und bronzene
Gegenstände beleihen, jedoch auch auf **Sammet,**
Seide, Reinwand und Kleidungsstücke in gutem
 Zustande Darlehen gewähren. (10-4)
 Andere Waaren, als: Tuch, Baumwolle und Garn
 werden bis auf weitere Entscheidung nicht beleihen.

* Der „Правительственный Вестник“ theilt mit,
 daß in Hinblick darauf, daß der Reisebericht in einem sepa-
 raten, illustrierten Buche in Kurzem herausgegeben werden
 wird, mit dieser fünften Correspondenz der Abdruck der aus-
 führlichen Beschreibung der Reise Sr. Kaiserlichen Hoheit im
 Orient im „Правительственный Вестник“ eingestellt
 wird.

(Nachdruck verboten.)
Verjährt.
 Roman
 von
Ewald August König.
 (12. Fortsetzung.)
 Ich selbst habe eine Entdeckung gemacht, die
 geeignet ist, mich zu ernstem Nachdenken zu
 bringen. Sie erinnern sich noch, daß Sie mich
 ob die Musiklehrerin Faber eine Verwandte
 mir sei? — Gewiß, Sie verneinten die
 — Und heute möchte ich mich versucht
 sie zu bejahen. — Darf ich fragen, aus
 Gründen? — Vor einigen Abenden be-
 mir die junge Dame am Arme ihres Ver-
 brachte sie zum Bahnhof, und ich folgte
 um mich zu überzeugen, ob ich nicht
 hätte. Hedwig Faber ist das Ebenbild
 Frau, ich glaubte plötzlich, meine einstige
 vor mir zu sehen. — Das ist allerdings
 — Und andererseits auch erklärlich,
 die Möglichkeit annehme, daß meine Frau
 Mutter dieses Mädchens sei. — Deshalb nicht!
 stellungen berichteten damals freilich den Tod
 Frau, aber nicht jede Zeitungsnachricht ist
 Ich habe, wie ich Ihnen früher bereits
 drüben keine deutsche Zeitungen mehr gelesen
 den Verkehr mit meinen Landsleuten vermissen,
 konnte ich über jenes Ereigniß nichts weiter
 Nun ist es ja möglich, daß meine Frau
 verwundet war. — Dann wäre sie jetzt die
 des Kommerzienraths Seemann*, unterbrach
 wofür ihn rasch. — Und eine Verheirathung!
 wiewiefern? — Hat sie sich in diesem Falle
 der Bigamie schuldig gemacht? — Wahr-
 nicht. Die verlassene Frau konnte sich
 Ihnen schelden lassen. Sie können durch richter-
 Erkenntniß verschollen erklärt worden sein;
 drüben keine deutsche Zeitungen in die Hand
 — so haben Sie auch die an Sie ergangenen
 und Vorladungen nicht gelesen. Und

ist Ihre Ehe durch Richterspruch getrennt worden,
 so haben Sie nun auch keine Rechte mehr. —
 „Die Absicht, Rechte geltend zu machen, liegt bei
 mir sehr fern,“ erwiderte Faber, ihm ins Wort
 fallend, und eine unsagbare Bitterkeit lag in dem
 Ton, den er anschlug, „nicht an sie, noch an das
 Mädchen, das ich als mein eigenes Kind ja nicht
 anerkennen kann.“ — „Sie glauben noch immer,
 daß Ihre Frau die Ehe gebrochen hat?“ — „Ich
 bin davon zu fest überzeugt, als daß der leiseste
 Zweifel in mir aufsteigen könnte.“ — „Nun, vor
 allen Dingen müßten wir uns die Gewißheit ver-
 schaffen,“ sagte er. „Wollen Sie die Nachforschun-
 gen selber übernehmen, oder wünschen Sie, daß ich
 es thue?“
 „Ich möchte noch heute mit Ihrem früheren
 Schreiber reden, Sie begreifen meine Ungebul“,
 antwortete Faber. — „Nun, natürlich,“ erwiderte
 der Doktor lächelnd, „Jakob Lange wohnt bei seiner
 Mutter in der Kornmachersgasse, und was er nicht
 weiß, das wird jedenfalls die alte Frau wissen, die
 trotz ihrer siebzig Jahre und darüber noch immer
 ein gutes Gedächtniß hat. Aber noch einmal rathe
 ich Ihnen, sehen Sie sich vor, Lange ist ein gerie-
 bener Patron, der Demjenigen dient, der ihn am
 besten bezahlt. Daß er seinen Besuch bei Ihnen
 nicht wiederholt hat, befremdet mich, ich glaube
 daraus schließen zu müssen, daß er sich eines Ande-
 ren besonnen hat.“ — Und welchem Andern könnte
 er besser dienen?“ fragte Faber, ihn erwartungsvoll
 anblickend. — „Vielleicht der Kommerzienrätin
 Seemann“, fuhr der Advokat achselzuckend fort.
 „Er verlangt von Ihnen eine vertrauliche Unter-
 redung, Sie bewilligten ihm dieselbe nicht; am
 nächsten Morgen ließ er sich krank melden, und
 seitdem hat er mein Haus nicht mehr betreten.
 Ich erkundigte mich nach seiner Krankheit und erfuhr
 daß er seine Reise angetreten hatte. Ziel und Zweck
 der Reise sind mir unbekannt geblieben, aber liegt
 nicht die Vermuthung nahe, daß er in der Residenz
 bei der Kommerzienrätin war, um dort den ersten
 Erpressungsversuch zu machen?“ — „War dies
 der Zweck seiner Reise, dann mußte es ihm auch
 bekannt sein, daß die Frau sich eines Verbrechens

schuldig gemacht hat“, sagte Faber, und die Schat-
 ten, die seine Stirn umwölkten, wurden immer
 dunkler. „Ist er von dieser Reise zurückgekehrt?“
 — „Zawohl, ich begegnete ihm gestern im Gerichts-
 gebäude, und die Haft, mit der er mir auswich,
 legte Zeugniß ab von seinem bösen Gewissen.“ —
 „Wohlan, so will ich mein Glück versuchen.“
 „Ich möchte noch eine Frage an Sie richten“,
 sagte der Doktor rasch, indem er seine Hand auf
 den Arm Fabers legte, der sich eben erheben wollte.
 „An jenem Abend, an dem mein Schreiber Sie auf-
 suchte, speisten Sie mit dem Kommerzienrath See-
 mann in Ihrem Zimmer?“ — „So ist es und ich
 begreife, daß Ihnen dies seltsam erscheint, aber
 meine Erklärung wird Sie vollständig befriedigen.
 Ich kannte Seemann schon vor Jahren, damals
 waren wir mit einander befreundet, und nun traf
 ich wieder im „Englischen Hof“ mit ihm zusam-
 men.“ — „Und haben die Herren nicht ihre Er-
 gebnisse einander berichtet? Nach einer langen
 Errennung.“ — „So innig befreundet waren
 wir damals nicht, und ich fühlte mich nicht geneigt,
 ihm meine Schicksale zu erzählen. Wozu auch?
 Die Erinnerung an jene Ereignisse würde mir
 meine Stimmung getrübt haben, und auf eine
 wirklich herzliche Theilnahme konnte ich bei diesem
 Manne nicht rechnen; ich erkannte schon in den
 ersten Minuten, daß er sein eigenes Ich anbotete.
 Er sagte mir allerdings im Laufe des Gespräches,
 daß er eine Wittve Faber geheirathet habe, er fragte
 mich auch, ob ich glaube, daß sie mit mir ver-
 wandt sei, aber ich dachte nicht weiter darüber
 nach, weil ich zu fest überzeugt war, damals meine
 Frau sammt ihrem sauberen Galan getödtet zu
 haben.“ — „Der Kommerzienrath hatte in jener
 Stunde eine Unterredung mit dem Verlobten seiner
 Stieftochter, später beschuldigte er ihn des Dieb-
 stahls.“ — „Woher wissen Sie das?“ fragte
 Faber rasch. — „Ich bin mit dem Brude: des
 jungen Herrra befreundet, ich kenne auch den Lehrer
 Romberg persönlich, und aufrichtig gesagt, kann ich
 mir nicht denken, daß er die entehrende That be-
 gangen haben soll. Man hat den Verdacht ge-
 äußert, ob nicht mein Schreiber das Geld fortge-

nommen haben könne — natürlich muß das unter
 uns bleiben — aber ich glaube auch daran nicht,
 Jakob Lange ist zu klug, als daß er etwas unter-
 nehme, was ihn mit dem Kriminalgericht in unlieb-
 same Verlihrung bringen könnte.“
 „Wir speisten im Zimmer nebenan“, sag-
 Faber nachdenklich, „stand die Thüre offen, un-
 sah der Schreiber das Geld auf dem Tische liegen,
 so ist es wohl möglich, daß er der Versuchung nicht
 widerstehen konnte. Vielleicht fehlten ihm die Mittel
 zu der beabsichtigten Reise.“ — „Seine Mutter
 ist vermögend“, schaltete der Doktor ein; „sie wir-
 ihm die Mittel gerne gegeben haben, zumal wenn
 er sie überzeugte, daß diese Reise einen großen
 Gewinn einbringen mußte. Wie gesagt, ich kan-
 nicht an diesen Verdacht glauben, in meinen Dienst-
 war Jakob Lange immer ehrlich, wenn ich auch in
 anderer Beziehung Veranlassung genug hatte, mit
 ihm unzufrieden zu sein.“
 Faber hatte sich von seinem Sitz erhoben, er
 zog die Handschuhe an und knöpfte seinen Paletot
 zu. „Ich werde mir Gewißheit verschaffen, so-
 es möglich ist“, sagte er, „und was ich dann thu-
 ich weiß nicht, ich bin alt geworden, und na-
 einem so viel bewegten Leben sehne ich mich nach
 Ruhe und Frieden. Vielleicht lehre ich nach Ame-
 rika zurück, die alte Heimath ist mir ja doch fremd
 geworden, ich habe nur wenig hier gefunden, wora-
 sich angenehme Erinnerungen für mich anknüpfen
 Jedenfalls aber sehen Sie mich wieder, bevor ich
 einen bestimmten Entschluß fasse.“
 Damit schied er, und da er noch aus frühere
 Zeiten her alle Straßen der Stadt kannte, so
 hatte er die Kornmachersgasse und in ihr die Woh-
 nung der Frau Lange bald gefunden. Die al-
 Frau saß allein in ihrer kleinen dumpfen Wohn-
 stube, sie war damit beschäftigt, einige Körbe
 zu sortiren, und in dieser Beschäftigung ließ sie
 sich durch den Eintritt des Fremden nicht stören.
 — „Ich wünsche mit dem Rechtskonsulenten Lang
 zu sprechen“, hatte Faber gesagt, und ihre lebha-
 blickenden Augen ruhten jetzt mit durchdringendem
 Blick auf ihm. — „Mein Sohn ist nicht zu Hause,

ments auf 1,290,000 Rbl. festgesetzt worden. — Mit dem Jahre 1892 wird die Repartitions-Steuer auch auf die transtaufischen Gouvernements ausgedehnt und ist der Gesamtbetrag der Steuer für die Jahre 1892 und 1893 auf 4,400,000 Rbl., resp. 1,330,000 Rbl. festgesetzt worden.

— Erste-Kartogramme anzufertigen hat, wie die „Ber. Bz.“ berichten, das Ministerium der Communicationen alle Eisenbahn-Verwaltungen angewiesen. Zweck dieser Maßnahme ist, rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen, um den Getreidetransportverkehr zu erleichtern. An der Hand solcher Kartogramme kann man voraussehen, wo viel Nachfrage nach Getreide sein werde, wo große Getreidevorräthe aufgestapelt würden etc.

— Circulariter hat das Ministerium der Volkserziehung, wie die „Hob. Bp.“ berichtet, die Lehrkräfte-Ruratoren angewiesen, die Zahl der Lehrer in den städtischen Elementarschulen zu beschränken, da durch die große Zahl der Lehrer einerseits die Kosten vergrößert würden, andererseits man sich auf diese Weise der Ableistung der Wehrpflicht zu entziehen suchen. Als Norm wird aufgestellt, daß in jeder einlässigen Schule mit nicht mehr als 40 Schülern außer dem Religionslehrer nur noch ein Lehrer wirken darf; ist die Schülerzahl größer, so ist eine Parallelklasse mit auch nur einem Lehrer zu eröffnen.

— Ein neuer Moskauer-Kaufmann-Transit-Handelsweg über Sewastopol zur Beförderung der Waaren über die Eisenbahnstationen Sewastopol, Poti, Batum und Baku ist, den „Bazp. Bz.“ zufolge, dieser Tage zur Concurrenz mit der Parzysynischen Route durch Einigung der Moskauer-Kursler, Kurul-Charlow-Nower und der Kosow-Sewastopol-Eisenbahngesellschaften, der zeitweiligen Verwaltung der Kronseisenbahnen, der Russischen Dampfschiff- und Handels-Gesellschaft und der Dampf-Schiffahrts-Gesellschaft „Kaufhaus und Mercur“ in Aussicht genommen. Auf dem Schwarzen Meer sollen die Waaren auf den Schiffen der erstenannten Dampf-Schiffahrts-Gesellschaft, auf dem Kaspiischen Meere auf denen der Gesellschaft „Kaufhaus und Mercur“ befördert werden, wobei als Endpunkt Nun-Ada angenommen wird. Auf der Moskauer-Kursler Bahn werden die Waaren auf den Stationen: Moskau, Kula, Drel etc. angenommen werden, auf der Kurul-Charlow-Nower Bahn in Charlow und auf der Kosow-Sewastopol in Kosowa, Nischneprowal und Sewastopol. Zur Beförderung auf der neuen Route werden alle Waaren, mit Ausnahme von leichtigen, leicht entzündlichen und leicht verderblichen, entgegengenommen. Die Eröffnung der Thätigkeit soll nicht früher als drei Wochen nach Publication der Convention der Russischen Eisenbahnen erfolgen.

— Zur russischen dreiprocentigen Goldanleihe schreibt man der „Dina-Bzg.“ von hier von wohlformirter Seite:

Die Mittheilungen ausländischer Zeitungen, welche einen festen Termin für die Emission der russischen dreiprocentigen Goldanleihe, und zwar den Herbst, melden, sind entschieden unbegründet. Der russische Finanzminister hat zu oft bewiesen, welchen Werth er auf den vollen Erfolg seiner Emissionen legt, als daß er eine Anleihe gestatten würde, ehe die Ursachen der jetzigen Beunruhigung des europäischen Geldmarktes vollständig beseitigt sind. Das Andauern der allerbesten Beziehungen zwischen dem russischen Finanzminister und dem Conversions-Syndicat, der große Erfolg der inneren Conversionen und die recht gebesserten Ernteausichten lassen keinen Zweifel daran auskommen, daß die russischen Fonds sehr bald ihren früheren Coursstand erreichen werden, den sie unter dem Eindrucke der argentinischen

und portugiesischen Katastrophen, den Nachwehen der Baringkrise und der dadurch erfolgten Verkümmung der Pariser Speculation verlor. Ehe diese Ursachen nicht gründlich gehoben sind, dürfte wohl kaum in Petersburg daran gedacht werden, das Geschäft wieder aufzunehmen. Hierin und nicht in dem Willen der russischen Finanzleitung oder des Conversions-Syndicats, liegt die Entscheidung über den Termin der Emission der russischen dreiprocentigen Goldanleihe.

— Eher einen Sprung aus dem dritten Stock zum Fenster hinaus, als arbeiten! In Petersburg, auf Wajsil-Dstrow, an der Krummen Linie Nr. 4, wohnt der preussische Unterhändler Tegel nebst Frau und Stieftochter. Die Familie ist unbemittelt, hält keine Bedienung und sämmtliche Arbeiten im Hause und in der Wirtschaft verrichtet einzig und allein die Mutter, da ihre Tochter Anna sich wiederholt auf's Entschiedenste geweigert hatte, Hand an eine, wenn auch noch so geringfügige Arbeit zu legen. Vermahnungen, selbst mehrfache Bückigungen hatten daran nichts zu ändern vermocht: die 17jährige Anna sah, sah zu und pflegte ihre weißen Hände. Nach dem Diner gab es im Hause mehr als gewöhnlich zu schaffen und zu häubern, und Frau Tegel forderte sie am 26. April (8. Mai) wieder einmal auf, ein Zimmer aufzuwaschen. Das werde ihr gar nicht einfallen, meinte das Mädchen. Da wurde denn die Mutter allerdings handgreiflich und schloß darauf die Tochter in dem Zimmer ein, mit dem Bescheid, sie werde nicht früher herausgelassen werden, bis die Diele aufgewaschen sei. Was that nun die Eingeschlossene? Sie stieg zum Fenster hinaus, ließ sich, an die Fensterbank geklammert, so tief als möglich herab und that dann den Sprung aus dem dritten Stock in den Hof. Zum Glück kam sie mit einigen nicht lebensgefährlichen Verletzungen davon und befindet sich zur Zeit im Maria-Magdalenen-Hospital.

Moskau. Die Suite Ihrer Kais. Hoheiten, des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch und dessen hohen Gemahlin besteht aus dem Dirigirenden des Hofes Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Obersten Grafen Stenbock, dem Sr. Kais. Hoheit zugetheilten Generalmajor des Generalstabs M. P. Stepanow, den Adjutanten: Kapitän Gabon und den Stabsrittmeistern Graf Sumarofow-Elston und A. A. Stachowitsch, der Hofmeisterin Gräfin Dufusen, und den Fräulein E. N. Roslaninowa und Fürstin Trubetskaja. (Mosk. D. Bzg.)

— Dieser Tage hielt die Wohlthätigkeitsgesellschaft beim Alten Katharinenkrankenhaus eine außerordentliche Versammlung ab, in welcher unter Anderem der Bau eines Asyls für in der Gesehung befindliche Kranke an Stelle des Asyls, wobei bekanntlich mehrere Kinder den Flammentod fanden, beschlossen wurde. Die Baukosten sind auf 50,000 Rbl. veranschlagt und es sind bereits ca. 48,000 Rbl. durch Spenden etc. aufgebracht worden. Das Asyl erhält zwei Stockwerke mit je 14 Zimmern.

Tiflis. Ueber einen neuen Industriezweig, die Gewinnung der Latrize in fabrikmäßigen Betrieben, der in den letzten 5—6 Jahren in Transtaufischen immer größere Bedeutung erringt, weil thätkräftige Unternehmer die Sache in die Hand genommen, schreibt man der „St. P. B.“ aus Tiflis: In den weiten Ebenen, welche sich am Kur-Flusse in dem Gouvernemente Tschikwepot hinziehen, findet man in Menge die Süßholzwurzel, welche bekanntlich zur Bereitung von Latrizen verwendet und in großen Quantitäten, vorhergehend nach Amerika, versandt wird. In Newyork befinden sich großartige Latrizen-Fabriken, von wo dann das Fabrikat, in alle Welt verführt, auf verschiedenen Industriegebieten große Verwendung findet. Bei den Stationen der Transtaufischen Bahn Baki, Tschikwepot und Udshary

haben jetzt zwei englische Firmen die Süßholzwubereitung und Latrizen-Fabrikation übernommen und führen ihre Geschäfte mit großem Gewinn. Im Jahre 1888 stellten dieselben hier Preßmaschinen auf, welche die Wurzeln in, zum Export bequeme Packen preßten, jetzt jedoch ist schon eine Fabrik aufgeführt, welche in diesem Sommer in Thätigkeit treten und Latrizen zur speziellen Ausfuhr nach Rußland, Deutschland und Oesterreich bereiten soll. Im verflorenen Jahre belief sich der Gesamtexport von Süßholz auf 2,200,500 Pud. Die Wurzel wird gewöhnlich vom November bis März gegraben und in einer Tiefe von oft mehr als einer Arschin gefunden. Sie wächst vertikal und erreicht oft eine Dicke von 5—6 Zentimeter. Die Wurzel darf nicht ganz ausgegraben werden, wenn noch Nachwuchs erwünscht ist, und wird gewöhnlich nur die obere Hälfte abgetrennt, während das untere Ende nachgelassen wird, das bald neue Schößlinge ansetzt; jedoch können diese letzteren nur nach Ablauf eines Jahres benutzt werden, da sie erst dann den erforderlichen Gehalt an Glycerin und Stärke erlangt haben. Daß diese Industrie auch für die Landbevölkerung von großem Nutzen ist, braucht nicht betont zu werden, wenn man bedenkt, daß in den Wintermonaten, wenn die Leute unbeschäftigt sind, sich hier ein sehr leichter und ergiebiger Gewerbe darbietet. Auf der Fabrik zählt man 15 Kop. für jedes Pud tauglichen Süßholzes und ein gewandter Arbeiter, — es können Männer, Frauen und selbst Kinder diese einfache Arbeit leisten — kann durchschnittlich bis zu fünf Pud täglich sammeln. Die frischen Wurzeln müssen erst über ein Jahr tüchtig austrocknen, ehe sie verandt werden können.

Ausländische Nachrichten.

— Seitens des deutschen Reichs-Marineamts ist eine Bestimmung erlassen worden, welche darauf abzielt, eine gewisse Bürgschaft dafür zu haben, daß der maschinelle Apparat an Bord der im äußeren Dienst befindlichen Schiffe sich in untadelhafter Verfassung befindet und denselben eine bis zum Maximum gesteigerte Fahrgeschwindigkeit zu geben vermag. Die in Dienst gestellten Fahrzeugen sollen von jetzt an alljährlich eine vierundzwanzigstündige Vollampffahrt ausführen, und zwar sobald der Kommandant die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Ausbildung des Maschinen- und Heizpersonals die entsprechende Ausnutzung der Leistungsfähigkeit der Maschinen und Kessel ohne deren Gefährdung gewährleistet. Die Fahrten sind so zu legen, daß sie bei einem der vollen Ausrüstung annähernd entsprechenden Tiefgang begonnen und mit möglichst reinem Schiffeboden vorgenommen werden. Außerdem sollen künftig in etwa vierteljährlichen Zwischenräumen von denselben Schiffen forcirte Fahrten von dreistündiger Dauer ausgeführt werden. Diese dreistündigen forcirten Fahrten sind unter Anwendung der an Bord vorhandenen Forcirungseinrichtungen für den Kesselzug mit aus allen Heizerwachen ausgesuchten, guten und reichlich bemessenen Personal und nach gründlicher Reinigung der Kessel vorzunehmen. Um ein Bild zu bekommen, wie eine längere Maschinenleistung des Schiffes sich nach vorübergehender äußerster Anspannung der Kräfte gestalten wird, ist in jedem Jahre eine dieser dreistündigen forcirten Fahrten mit der 24stündigen Vollampffahrt verestalt zu verbinden, daß sie in die erste Hälfte der Vollampffahrt fällt. Ueber den Verlauf der Vollampffahrt und der forcirten Fahrten ist demnächst um-

fassenber Bericht an das Reichs-Marineamt zu fassen.

— Eine dieser Tage veröffentlichte Statistik wirft ein großes Licht auf die Lage in der englischen See. Diesen Jahresfolge fanden im vergangenen Jahre 5814 gerichtete Raub, welche sich mit der Unterjochung 1153 verschiedenen Anlagen zu befassen. Von diesen lauteten 2086 auf Diebstahl, 111 Defertion, 2086 auf Abwesenheit ohne Urlaub, auf falsche Angaben bei der Anwerbung, auf Gewaltthätigkeit und Verweigerung des Gehorsams, 829 auf minder schwere Verbrechen, 146 auf Verlassen des Postens oder Schlafens während der Wachzeit, 20 Trunkenheit im Dienst, weitere 366 auf Ungehorsam außerhalb des Dienstes, 403 auf Verbrechen und der Rest auf verschiedene Vergehen. Es wurden im Ganzen 5590 Urtheile ausgesprochen. Neben den bereits angeführten von Untersuchungen wegen Trunkenheit hielten weitere 4684 Soldaten, oder 46 von den Truppen in England, Bestrafungen wegen Trunkenheit.

— Die österreichische Regierung hat, wie die „N. W. Z.“ erfährt, beschlossen, in einigen Häusern des Okkupationsgebietes, in Bosnien und der Herzegowina, weibliche Aerzte anzustellen. Mannichfache Erfahrungen, welche dort zu Lande auf gesundheitlichem im Laufe der Jahre gemacht wurden, waren die Veranlassung, daß man sich zu dieser Neuerung entschloß, für welche bisher keine Neigung vorhanden war. Es hat sich nämlich ergeben, daß für die muhamedanische Bevölkerung die Anstellung weiblicher Aerzte ein unabwendbares Bedürfnis ist, da der weibliche Theil dieser Bevölkerung in den Spitälern unter keiner Bedingung von den männlichen Aerzten untersucht und behandelt werden wollte. Da es aber selbst für die von der Regierung als Pflicht angesehenen auch den Frauen muhamedanischer Herkunft den okkupirten Provinzen Schutz und Hilfe zu leisten, mag dies vorwiegend die Idee bezeichnet, zur Heranziehung weiblicher Aerzte maßgebend gewesen sein. Der in Desterreich stehende Grundbesitz, weibliche Aerzte nicht anzustellen, wird nunmehr in Prag eine Milderung dahin erfahren, daß weiblichen Aerzte mit einem Jahresgehalt, der als „Honorar“ ausgefolgt wird, angestellt werden. Dies Honorar beträgt im Anfang 1400 Fl. Es handelt sich zunächst um ein Spital in Prag, für welches ein weiblicher Arzt berufen wird. Schon sind mehrere Besuche von Seiten der Regierung — insbesondere aus Zürich — erfolgt, für die Besetzung der Stelle wird Nationalität und Belanntniß der Bewerberinnen nicht in Betracht gezogen.

Die Thierwelt in großen Meeren.

Von Professor Dr. W. S. S.

II.
Wenn wir ein Thier oder einen jeden Gegenstand von der Oberfläche des Meeres auf den Grund versenken, so wird dieser Wasserdruck dieselben zerdrücken. Ganz anders verhält es sich jedoch mit den Thieren, welche Meeresgründe leben. Ihr Körper ist von Wasser durchtränkt, welches dieselbe Dichtigkeit hat wie Wasser der Umgebung. Der Wasserdruck

erwiderte sie kühl, „aber er wird bald heimkehren.“ — „So will ich auf ihn warten.“ — „Nehmen Sie Platz.“ — Faber ließ sich auf einen Stuhl nieder und sah der Frau zu; es entging ihm nicht, daß ihr lauernder Blick von Zeit zu Zeit verflohen in die Ferne.

„Sie sind wohl schon sehr alt?“ fragte Faber nach einer Pause. — „Zawohl sehr alt“, nickte Frau Bange, „die Zeit in der man sein Alter zu erheimmlichen sucht, ist längst für mich vorbei.“ — „Wohl über die Siebenzig?“ — „Ich war damals schon eine alte Frau, als Sie noch hier wohnten, Herr Faber“, erwiderte sie und ein spöttisches Lächeln glitt über ihr welkes, pergamentfarbnes Gesicht. — „Sie kennen mich?“ fragte er überrascht. — „Ich bin oft in Ihrem Hause gewesen.“ — „Aber ich erinnere mich nicht, Sie jemals gesehen haben.“ — „Das mag wohl sein: gesehen haben Sie mich ebenfalls, aber Sie erinnern sich dessen nicht mehr. Deshalb hätten Sie auch damals von einer alten armen Frau Notiz nehmen sollen!“

Herbert Faber hielt den Blick fest auf sie gerichtet; hatte sie selbst und ohne sein Zutun ihn in jene Zeit erinnert, so brauchte auch er jetzt nicht mehr hinter dem Berge zu halten. „So wissen Sie auch, was damals in meinem Hause vorgefallen ist?“ fragte er. — „Die ganze Stadt sprach es ja, wie hätte es mir ein Geheimniß bleiben können?“ — „Wollen Sie mir's erzählen?“ — „Ich Ihnen?“ spottete sie scheinbar erstaunt zu ihm aufblickend. — „Sie werden's doch besser wissen, als ich!“ — „Die Katastrophe selbst allerdings, aber was später geschah, weiß ich heute noch nicht. Ich weiß nicht, ob die Kugel meine Frau getödtet hat.“ — „Um, was nützt es Ihnen, ob Sie es erfahren?“ — „Nichts, aber Sie werden bereuen, daß ich mich danach sehne, Gewißheit zu erhalten.“ — „Ich würde das begreifen, wenn Sie über zurückgelehrt wären, um sich danach zu erkundigen.“ — „Ich glaubte an den Tod meiner Frau.“ — „Dann hätten Sie überhaupt nicht zurückkehren sollen“, unterbrach die Alte ihn in gerisstem Tone. „Was wollen Sie hier? Das verfluchte Blut schreit noch immer gen Himmel, und

es wäre Christenpflicht, den Mörder dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern.“ — „Die Schuld ist verjährt.“ — „Ich hab's gehört, und ich sage, es ist ein schlechtes Gesetz, das den Mörder nach einer bestimmten Zeit straffrei ausgehen läßt. Wer Blut vergießet, des Blut soll wieder vergossen werden, und wären auch mehr denn fünfzig Jahre seit der Zeit verstrichen.“ — „Es war kein Mord“, sagte Faber mit scharfer Betonung. „Ich rächte meine bestohene Ehre an denen, die sie in den Staub getreten hatten.“

Die alte Frau lachte höhnisch, und so höhnisch wie ihr Lachen war auch der Blick, den sie dem Amerikaner zuwarf. „Wußten Sie es damals ganz bestimmt, daß Ihre Ehre in der Staub getreten war?“ fragte sie. — „Ich erappte die Schuldigen.“ — „Nah, Sie waren blind!“ — „Ich fand meine Frau in den Armen eines Anderen.“ — „Und da schossen Sie darauf los, ohne der armen Frau Zeit zu lassen, sich zu rechtfertigen.“ — „Sie hätte es nicht gekonnt, sie würde ihre Zuflucht zu einer Lüge genommen haben.“ — „Ich weiß das besser!“ — „Was wissen Sie?“ — „Bin ich verpflichtet, es Ihnen zu sagen? Nein! Wenn das Gesetz Sie nicht mehr bestrafen kann, so müssen alle Diefenigen es thun, mit denen Sie in Verbindung kommen. Kein freundliches Wort darf Ihnen zu Theil werden, die Verachtung aller Menschen muß.“ — „Und wer hat Ihnen das Recht gegeben, über mich zu richten?“ fuhr Faber auf. — „Sie selbst, Ihre eigene That, die Sie niemals werden entschuldigen können.“ — „Sie mögen anders darüber denken“, sagte er verächtlich, „arme Leute sind im Punkte der Ehre weniger empfindlich.“ — „So empfindlich und vielleicht noch empfindlicher, wie die Reichen!“ unterbrach sie ihn, den gereizten Ton wieder anschlagernd. „Aber wir richten und urtheilen nicht so rasch, wie Sie es gethan haben; wir überzeugen uns vorher, ob eine Schuld wirklich vorliegt.“ — „Redensarten“, sagte er mit einer überschlagenden Handbewegung. „So wenig, wie Sie über mich richten können, so wenig bin ich verpflichtet, mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich wünsche von Ihnen weiter nichts, als

daß Sie mir sagen, ob meine Frau damals mit dem Leben davongekommen ist.“ — „Wie kommen Sie zu dieser Frage? Und weshalb verlangen Sie gerade von mir die Antwort darauf, da Sie doch vorher sagten, Sie erkannten sich nicht, mich früher jemals gesehen zu haben?“ — „Ich kam hierher, um diese Frage an Ihren Sohn zu richten; aus Ihren Aeußerungen mußte ich schließen, daß Sie ebenso genau unterrichtet sind, wie er.“ — „Vielleicht noch genauer!“ — „Also werden Sie mir auch die Antwort geben können!“ — „Können? Gewiß, aber ich will es nicht.“ — „So verlange nichts umsonst!“ — „So viel Geld haben Sie nicht, daß Sie mir die Zunge lösen könnten, wenn ich schwigen will.“ sagte die alte Frau, das graue Haar von der Stirn zurückstreichend und ihm einen boshaften Blick zuwerfend. — „Ja, wenn Sie damals hier geblieben wären und das Verbrechen gesühnt hätten, dann würde Manches anders gekommen sein. Da kommt mein Sohn, jetzt lassen Sie mich in Ruhe.“

Jacob Lange stand auf der Schwelle des Zimmers und blickte die Beiden fragend an, erste Verjorniß sprach aus seinen edigen Zügen. „Was hast Du dem Herrn gesagt, Mutter?“ fragte er. — „Daß ich ihm keine Antwort auf seine Fragen geben würde, und zwar deshalb nicht, weil ich es nicht wollte“, erwiderte sie achselzuckend. — „Sie suchten mich vor einiger Zeit im Englischen Hof auf“, wandte Faber sich zu dem Schreiber, „ich ließ Ihnen sagen, daß ich Sie am nächsten Morgen erwarten wolle, aber Sie sind nicht wieder gekommen.“ — „Weil die Angelegenheit inzwischen erledigt war“, entgegnete er, während er eine Kerze anzündete. „Darf ich Sie bitten, mich in mein Bureau zu begleiten?“

Herbert Faber folgte ihm, es konnte ihm selbst nur angenehm sein, der weiteren Gesellschaft der alten haßerfüllten Frau überhoben zu werden. „Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthete, daß die Erledigung der betreffenden Angelegenheit in der Residenz stattgefunden hat?“ sagte er, während er sich in dem kahlen, dürftig ausgestatteten Raum umblühte. Worauf stützen Sie diese Vermuthung?“ sagte der Schreiber sichtbar erstaunt. — „Am Tage

nach jenem Abend, an dem Sie mich sprachen, sind Sie zur Residenz abgereist.“ — „Wohin?“ — „Sie das?“ — „Aus zuverlässiger Quelle.“ — „Und was wollen Sie daraus schließen?“ — „Lange mit erzwungener Ruhe.“ — „Jene Angelegenheit eine persönliche Angelegenheit.“ — „Und selbst, die Ihnen den Wunsch einer Unterredung mit mir nahe legte.“ — „Vielleicht“, sagte der Schreiber, indem er langsam sein Haupt schüttelte. „Gätten Sie mir damals die Unterredung bewilligt, so würden Sie jetzt nicht nur in der Residenz, sondern auch in der Provinz auf dem Meeresgrunde leben.“ — „Sie können mir über das Schicksal Ihrer Frau Enthüllungen machen.“ — „Ich nicht, damals Ihre Frau erschossen.“ — „Glaubte ich, aber es war ein Irrthum, sie dem Leben davon.“ — „Wer sagt Ihnen das?“ — „Entdeckungen, die ich zufällig machte, es mich vermuthen.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

— Ein kluges Kind. „Also Mutter hat der Storch das Frischchen gebracht? Ich habe es denn der Storch bekommen?“ — „Lieben Gott!“ — „Ist das aber unglücklich, würde ich meine Kinder doch lieber ziehen!“

— Gegen Frauenstudium. (Ehemaliger Prediger seiner Gattin): „Sollen die Frauen zum Studium zugelassen werden? Um's Himmelswillen, wie würden Frauen erst predigen, wenn sie z. B. studirt hätte!“

völlig aufgehoben, und ebenso wenig wie
auf unserem Körper lastende Atmosphären-
von 2176 Pfund auf einem Quadrat-Meter
in der freien Bewegung hindert, empfinden
die Tiefseebewohner den gewaltigen Wasserdruck
sondern bewegen sich in dem dichten Wasser
leicht, wie ihre Gefährten an der Oberfläche.
Der Nahrungserwerb der Tiefseethiere ist aller-
durch die Dunkelheit, welche sie umhüllt, sehr
erleichtert. Aber Mutter Natur hat auch dafür
gesorgt. Die Spürorgane sind nämlich ungemein
ausgebildet. So finden wir z. B. bei Tiefseefischen
den Sinesborsten, enorm verlängerte äußere
Antennen, welche den Körper um das Zehnfache über-
steigen und zu zwei Dritteln mit zweifelhafte ange-
ordneten Sinnesborsten ausgefächelt sind, so daß sie
zum Tasten und Nerven dienen. Bei vielen
Tiefseefischen sind die inneren Fühler außer-
ordentlich vergrößert und mit Haken von ge-
wöhnlichen Sinnesorganen besetzt. Die Augen sind
meist in Folge des Nichtiggebrauchs zurück-
gebildet. Je tiefer wir in das Meer hinabsteigen,
desto kleiner werden die Augen seiner Bewohner,
bei den Tiefseethieren sind sie entweder nur
rudimentär oder fehlen völlig. Aber nicht bei
allen Tieren ist dies der Fall. Es finden sich auch
Tiefseefische, welche ungewöhnlich große und fein
gegliederte Augen besitzen. Wir können diese Tiere
leicht mit den Augen der Vögel vergleichen. Die
Vögel haben die Augen entsprechend ihrer nächtlichen
Lebensweise derartig eingerichtet, daß sie die
schwachsten Lichtstrahlen, welche in nicht ganz dunklen
Räumen zur Erde gelangen, sammeln und ein deut-
liches Bild erzeugen, so sind auch diese Tiefseefische
mit ihren großen Augen im Stande, bei
der Erhellung des Meeresbodens die Gegen-
stände zu erkennen. Solche Erhellung findet aber
überhaupt nur bei den Tiefseefischen statt, die
sich schon gesehen haben, nicht bis in die Tiefe,
wo die Tiefseethiere sorgen für eine zeitweise Er-
hellung, indem ihr Körper mit Leuchtorganen aus-
gestattet ist.
Deshalb phosphorescirt, sagt Chun, der ganze
Körper schwach bläulich oder grünlich, bald
regelmäßig über den ganzen Körper ver-
breitet ein intensives Licht aus, bald treten
bestimmte verteilte Leuchtorgane mit Hohlspiegeln
hervor. Derartige complicirt ge-
bildete, oft auffällig große Organe inseriren sich
meist bei vielen Tiefseefischen wie bei spaltförmigen
Organen direct unterhalb der Augen in Gestalt von
Leuchtstrahlen. Wer je die wundervolle Phosphor-
leuchte, welche von den Leuchtorganen der genannten
Tiere ausgeht, mit eigenen Augen geschaut
hat, der wird sich an dem magischen Anblick geweiht
haben. Bei Nacht die von pelagischen Organismen
ausgehenden Leuchte wie glühende Ballons der Ober-
fläche kommen — der wird nicht daran zweifeln,
daß auffällig vergrößerte und fein organisierte
Leuchtorgane für Tiefseebewohner von besonderem Werthe
sind. Daraus erklärt sich auch die Farbe der Tiere.
Die Tiefseefische zeigen nämlich vorwiegend eine
purpurne Farbe. Auf den ersten Blick könnte man
glauben, daß diese Färbung den Tieren nach-
theilig milde, da sie durch dieselbe ihren Fein-
heiten sichtbar werden. Doch dies ist nicht der
Fall. Die phosphorescierenden Tiere strahlen vor-
wiegend ein grünes Licht aus, wenigstens werden
ihre Lichtstrahlen schon in geringer Entfer-
nung absorbirt. Zu Grün bildet aber Purpur die
komplementäre Farbe, und es ist bekannt, daß wenn
ein gefärbtes Gegenstand im Lichte seiner
komplementären Farbe gesehen, derselbe uns schwarz er-
scheint. Die purpurngefärbten Tiefseefische nehmen
zeitweiser Erhellung ihres Wohnortes durch
ein Licht eine schwarze Färbung an, sind also
in allen Untergründen nicht zu unterscheiden.
Woher wovon ernähren sich diese Tiefseethiere?
Sie können in bedeutenden Meerestiefen nicht
von Nahrungspflanzen ernährt werden, da die
Nahrung als Nahrungsquelle angewiesen. Sie er-
halten ihre Nahrung hauptsächlich von der Meeres-
fauna.
Es ist bekannt, daß nur wenige Tierarten das
Leben hindurch auf der Meeresoberfläche zu-
brachten. Die meisten sind mit Anfang des
Abends verschwunden. Um den stärkeren Licht-
Färbung und der höheren Wärme zu entziehen, sind
Tiefseefische meist mit Hilfe spezifischer leichter Fettsäure
und Öle in die Tiefe gesunken oder sie sterben
ihre Larven suchen die Tiefe auf. Im Herbst
während der kalten Monate nehmen die Tiefseefische
ebenfalls Tiere ebenso wenig wie die Larven
auf der Oberfläche zu willkommenen Beute für
die Tiefseethiere.
Es ist damit ist die Nahrungsquelle für die
Tiefseefische noch lange nicht erschöpft. Zahllose todt
abgestorbene Pflanzen sinken beständig
auf der Oberfläche auf den Meeresgrund. Ja wie
so senken sich auch lebende pflanzliche
Organismen zu gewissen Zeiten auf den Grund nie-
der. Die Plankton-Expedition fand in Tiefen von
2000 m zahlreiche Exemplare einer arünen
Algenart, die kugelförmigen Halosira
viridis. So finden die vielen nicht räuber-
ischen Tiefseefische ihre reichliche Nahrung.
Während man sich erwarten würde, daß man in
Tiefen im Meeresgrunde fast gar keine festen
Lebewesen findet, so verweist die Tiefseefische, Selenittheile, Kalkschalen
auf. Derselbe war überall bedeckt von
schwarzen Schlamm. Unter dem Mikroskop
sind in demselben eine große Menge lebender
Tiere, welche zu der Abtheilung der
Tiere gehören, und außerdem noch kleine
Tiere von Kalkerde, die sogenannten Soco-
cyliden derselben Substanz, die Rhab-

dothien. — Da dieser Schlamm Eiweißreactionen
zu geben schien, so glaubte man ihn für das nie-
drigste, formveränderliche, gestaltlose organische Wesen
halten zu müssen, für den lebenden Urschlamm, die
erste Stufe des organischen Lebens in der Tiefsee.
Man hat dieses niedrigste aller Lebewesen den Ba-
thybius genannt. Aber Buchmann hat nachgewiesen,
daß, wenn man Alkohol zu Seewasser setzt, ein feinst-
niederschlag entsteht, der sich ganz wie Eiweiß durch
Zoblösung färbt. Die Eiweißreaction ist also kein
Beweis des organischen Lebens. Ebenso hat Har-
ting die Coccolithen künstlich aus Chloralkal und
Pottasche hergestellt. Mit der organischen Natur
dieses Schlammes ist es also nichts.
Während nun der Grund der tieferen Meeres-
stellen mit den festen Ueberresten der verschiedensten
Tiere bedeckt ist, finden wir in dem Schlamm
größerer Tiefen von ihnen kaum eine Spur. Wohin
sind die harten Knochen und Zähne der Fische, die
schwer zerföhrbaren Kalkschalen der Muscheln, die
Kalkpanzer der Seeigel und Seeurine, die Kalkröhren
der Würmer, die festen Kalkstöcke der Korallen ge-
kommen? Bekanntlich wird Kalk schon von schwachen
Säuren leicht gelöst. Unter dem gewaltigen Druck
in großen Tiefen genügt schon die Kohlensäure des
Seewassers, um alle kalkigen Seiletheile der Tiere
zu lösen. So erklärt es sich, daß wir in großen
Tiefen nur den Schlamm finden.
Noch eine interessante Beobachtung muß ich
erwähnen. Man hat auf dem tiefen Meeresgrunde
Tiere gefunden, die man bisher nur in alten
Schichten versteinert kannte. Vor Tausenden von
Jahren haben sie sich in die größten Tiefen des
Meeres gerettet und ihre Art dort lebend erhalten,
während ihre Genossen sämtlich zu Grunde gingen.
Ein interessantes Beispiel ist ein Thier aus der
Classe der Seeillien oder Crinoiden. In früheren
Erperioden bedeckten diese Tiere in ungeheurer
Menge und großer Mannigfaltigkeit den Boden des
Meeres. Man kann sie mit einem fünfstrahligen
Seefern vergleichen, dessen Arme erstreckt sind und
der auf einem schlanken, gegliederten Stiele festge-
wachsen ist, so daß er einer einblütigen Lilie gleicht.
Aber schon seit langer Zeit ist diese schöne, formen-
reiche Classe fast ganz ausgestorben. Nur wenige
Arten, die fast alle zu einer einzigen Gattung ge-
hören, sind uns lebend erhalten. Nun fand Sars
vor Kurzem bei den Lofoten-Inseln in einer Tiefe
von 600 m eine Seeilie Rhizocrinus lofotensis,
welche zu einer Familie gehört, von der man
glaubte, daß sie schon seit Tausenden ausge-
storben sei.
Landeschronik.
— **Warnung.** Wie wir in Erfahrung ge-
bracht haben, gehen gegenwärtig wieder unbefugte
Personen von Haus zu Haus, um Schuppocden zu
impfen und da dieselben das Geschäft für wenige
Groschen besorgen, so werden ihre Dienste auch
häufig in Anspruch genommen. Wir können nun
die Eltern impfpflichtiger Kinder nicht eindringlich
genug vor diesen Charlatanen warnen. Dieselben
haben ausschließlich humanisirte und schlechte Lym-
phe zu ihrer Verfügung und setzt Jeder die Seinen der
größten Gefahr aus, der sie von einem derartigen
Pfluscher und nicht von den hierzu berechtigten
Ärzten und Feldsheeren, die ausschließlich reine
Kuhlymphe verwenden, impfen läßt.
— **Einige freche Strolche** kauften am Frei-
tag Vormittag von einer gewissen Frau Brzejnaska
aus Jaroszel, welche mit ihrem Wagen auf der
Brzejninerstraße hielt, einige Viertel-Rozec Kartoffeln
und ließen dieselben in mitgebrachte Säcke einmessen.
Nachdem dies geschehen war, luden sie die Säcke
auf die Schultern und gingen ohne Bezahlung ihrer
Wege und als die Verkäuferin solche verlangte,
drohten sie derselben mit gezückten Messern. Da nun die
Frau allein und niemand in der Nähe war, so ließ
sie sich einschüchtern und so brachten die frechen
Strolche ihren Raub unbestraft in Sicherheit.
— **Durchgegangenes Pferd.** Gestern Mittag
riß sich ein anscheinend einem Landmann gehöriges
Reitpferd, welches von einem kleinen Durschen auf dem
Neuen Ringe hin und hergeführt wurde, plötz-
lich los und stürzte durch die Petrikauer- und
Zawadzkastraße dem freien Felde zu. An der Ecke
der Długa- und Zawadzkastraße rannte das scheue
Thier eine ältere Dame, die nicht schnell genug
ausweichen konnte, nieder, jedoch kam dieselbe wer-
tewürdigerweise ohne jede Verletzung davon. Nach
dem Tempo zu schließen, das der Durchgänger ein-
schlug, dürfte es nicht sobald gelungen sein, den-
selben wieder einzufangen.
— **Eine unangenehme Ueberreschung.** Eine
große Warschauer Tabakfirma, welche in verschie-
denen Städten der Provinz und unter anderen auch
in unserer Stadt eine Filiale besitzt, hat jüngst ihren
sämmlichen Beamten insofern eine unangenehme
Ueberreschung bereitet, als sie die Gehälter der-
selben, die ohnehin nicht zu groß sind, um zwanzig
Prozent erniedrigt hat.
— **Taschendiebstahl.** Am Freitag Vormittag
wurde einem gewissen Sidor Balaszek aus Pabla-
nice in hiesiger Stadt auf dem Opern-Ringe ein
Portemonnaie mit einem Inhalt von 8 Rbl.
aus der Tasche gestohlen. Ein Bekannter des B.
hatte den Diebstahl bemerkt und bezeichnet demselben
den Dieb. Es gelang jedoch nicht, seiner habhaft
zu werden, denn derselbe verschwand in dem Men-
schengedrange spurlos.
— **Eine wahre Rattenplage** scheint in den
alten Ringe nach der Leichseite hinaus gelegenen
Häusern zu herrschen. In einem derselben wohnt
ein gewisser Saworski und diesem wurden in einer
einigen Nacht, von Freitag zu Sonnabend, für
ungefähr 30 Rbl. Speck und andere Naturalien,

welche derselbe im Keller aufbewahrte, aufgefressen
und vernichtet. An diesem Verilgungswerk müssen
doch sicher Hunderte von Ratten theilhaftig gewesen
sein.
— **Lattersfall.** Wie uns mitgetheilt wird,
beabsichtigt der hiesige Reitlehrer Herr Künzel in
nächster Zeit in dem neben dem Waldschloßchen be-
legenen ehemaligen Reitsalle einen Lattersfall zu
errichten.
— **Die altrenommirte Warschauer Firma N.**
S. Brüner & Co. eröffnet am heutigen Tage im
Grand Hotel eine auf kurze Dauer berechnete Aus-
stellung von antiken und neueren Kunstgegenständen in
Porzellan, Majolika und Bronze, werthvollen Stichen
u. s. w., die sich vortreflich als Zimmer-Zierde
eignen.
— **Vergnügungsanzeiger.** **Helenehof:**
Früh- und Nachmittags-Konzert der Kapelle des
37. Infanterie-Regiments. — **Lang's Bar-**
ten: Konzert der Kapelle des 7. Jäger-Regiments.
— **Waldschloßchen:** Konzert der österreichischen
Sokol'schen Kapelle. — **Duellpark:** Konzert der
Scheibler'schen Fabrikkapelle. — **Menagerie**
Winkler, Museum Bozwa und Kunst-
ausstellung: (im Hause Dyleznastraße Nr. 7.)
Geöffnet von Morgens bis Abends.
Dr. S. Bloiszewski hat seine Praxis in
Bad Elster (Eisenquelle in Sachsen) wieder
aufgenommen. (3-1)
Kleine Notizen.
— Die Postkarte eines Kindes, an den deutschen Kaiser
gerichtet, wörtlich folgenden Inhalts, kam der „N. N. Stg.“
zu Gesicht: „An Kaiser Wilhelm 2 in Berlin. Ob Kaiser
Wilhelm 2 so freundlich wäre und Waldemar Brief in Mül-
heim a. d. Ruhr ein Fingerring (soll heißen Belogibed) schenken
thäte. Denn dies ist die 2. Karte. Ich grüß auch alle eure
Pringen.“
— Nicht Blüthenschnee, sondern echte rechte Winter-
flocken waren in diesem Jahre vielfach des „lieblichen“ Pfingst-
festes Spende. Es liegen folgende Meldungen vor: Köln,
den 19. Gestern und vorgestern ist am ganzen Oberrhein
und Mittelrhein, in der Gegend von Rheinfelden, dem Oberrhein
und dem Rheinfels Rheinfels Schnee gefallen. Dichtes Hagelwetter
richtete in Feld und Flur, namentlich in den Weinbergen,
großen Schaden an. Die gleichfalls in voller Blüthe stehen-
den Obstbäume haben sehr gelitten. In der Gegend von
der Schneefälle den ganzen Tag. Der Oberrhein und die
Mosel steigen stark. — **Holzminen,** den 19. In dem Wald-
gebirge des Solling fiel in den Pfingsttagen Schnee. Die
vom Frost schwer heimgegriffenen Blüthen und Früchte sind
größtentheils erfroren. Die Bevölkerung blickt mit Besorg-
niß in die Zukunft. — **Blantenburg,** d. 19. Der ganze
Oberharz ist in eine Winterlandschaft verwandelt. Die
Wege und Höhen sind völlig verschneit. Der Fußverkehr
ist unterbrochen. — **Neustadt a. S.,** d. 18. In Annweiler
und Umgebung hat es geschneit, die Gegend zeigt ein Winter-
kleid. Die Temperatur ist die Temperatur in der letzten Nacht
unter Null gesunken. Auch heute herrscht wintertlich rauher
Sturm. — **Paris,** d. 18. In Velfort und Nancy, sowie
deren Umgebung ist den ganzen Morgen über Schnee ge-
fallen; der Eisfasser Belchen und die Gipfel der dortigen
Berge sind völlig weiß. Auch aus Pontalier, Grenoble und
Lyon werden nächtliche Schneefälle gemeldet.
— **Nachrichten aus Stockholm** zufolge sind daselbst
falsche Laufend-Kronennoten der Schwedischen Reichsbank
in den Verkehr gebracht worden. Diese Banknoten sind,
wie der deutsche „N. N.“ schreibt, so täuschend nachgemacht,
daß sie von den echten sehr schwer zu unterscheiden sind; das
Fehlen des Wasserzeichens im Papier läßt allein die Fäl-
schung erkennen, während die anderen Abweichungen von
den echten Noten nur durch genaue Untersuchung zu ermitteln
sind. Da namentlich jetzt in der Reizzeit, besonders in
den Hafenplätzen, viele schwedische Noten gewechselt werden,
so möge diese Mittheilung dem Publicum zur Warnung
dienen.
Neueste Post.
Moskau, 20. Mai. (Nord. Tel.-Ag.) Bei
Seiner Kaiserlichen Hoheit dem General-Gouver-
neur war heute im Nikolai-Palais Empfang der
Beamten des Centralarchivs des Ministeriums der
außwärtigen Angelegenheiten, der Moskauer Kreis-
versammlung und der Landhauptleute des Kreises
Moskau, der Stadtduma, der Mitglieder der Land-
schaftsämter des Gouvernements und der Kreise,
der Gendarmerie-Verwaltung, der städtischen Po-
licei, des Konseils des Armenkomitees, der Vertreter
der Krankenhäuser, der Verwaltung des Gouver-
neurs, des Post- und Telegraphen-Resorts, des
Censur-Komitees, der Deputation der Kaufmann-
schaft, des Kleinbürgers- und Handwerkerstandes,
der Verwaltung des Lehrbezirks, der Universität
und des Chefs der Lehranstalten in Moskau, des
Kumjanzow- und des Historischen Museums und
der Beamten des Gerichtshofes.
Die feierliche Eröffnung der Mittelasatischen
Ausstellung in Moskau findet am Sonnabend, den
11. (23.) Mai, um 3 Uhr Nachmittags, statt in
Anwesenheit Sr. Kaiserl. Hoheit des General-
Gouverneurs mit Gemahlin. Am Tage vor der
Eröffnung wird die Ausstellung von den obigkeit-
lichen Personen einer Besichtigung unterzogen.
London, 21. Mai. Die „Times“ berichtet,
daß Rothschild in Paris eine große Summe Gol-
des zum Versandt nach Rußland bereit halte.
Belgrad, 21. Mai. Es herrscht hier voll-
ständige Ruhe. Der serbische Minister des Innern
vertritt die entscheidende die Haltung des Belgrader
Präsidenten, der durch Außerachtlassung der erhaltenen
Instruktionen den Anlaß zu den bedauerlichen Sce-
nen geboten hat. Der Präsident, Herr Lodorowitsch,
hat denn auch bereits seine Entlassung gefordert.
Telegramme.
Berlin, 22. Mai. Den „Hamb. Nachr.“
wird gemeldet, daß Eisenbahnpräsident Thelen in
Hannover bereits zum Minister für die öffentlichen
Arbeiten ernannt worden sei.
Wien, 22. Mai. Der serbische Minister Buitich

sagte einem Pester Zeitungsberichterstatter, daß die
Regierung der Königin den Abzug mit königliche
Chren vom Konat unter Begleitung des Königs
ferner die Abkürzung einer dreijährigen Landme-
bungsfahrt angeboten habe. Die Königin hätte alle
abgelehnt. Das Militär ging schonend vor. Vier-
zig Soldaten und nur neun Civilisten seien ver-
wundet. Die Regierung gedente, gegen die Auf-
wieger strengstens vorzugehen. Nach Meldung der
„Neuen Freien Presse“ durchziehen Belgrad sel-
gestern starke Militärpatrouillen. Die Wohnhäuser
der Minister, der Regenten und der diplomatischen
Agenten würden militärisch bewacht.
Paris, 22. Mai. In einer Unterredung des
früheren Königs Milan mit einem Redacteur
des „Soleil“ sagte Ersterer unter Anderem, König
Alexander werde im Laufe des Monats Juli zu
längerem Aufenthalte bei seinem Vater in Frank-
reich eintreffen.
London, 22. Mai. Auf den Salomon-
Inseln ist ein deutscher Händler Howaldt oder
Huwaldt von den Inseln erschlagen und wahr-
scheinlich verzehrt worden.
Semlin, 22. Mai. Die Fahrt der Königin
und der dieselbe begleitenden persönlichen Freunde
und Anhänger vom Hotel nach dem Landungsplatz
erfolgte gestern in etwa fünfzig Wagen. Der Wagen
der Königin war mit Blumen angefüllt; die Schiffs-
brücke schmückte Teppiche und Blumen. Die zum
Landungsplatz zugelassenen Personen und die am
Ufer versammelte Volksmenge begrüßte die Königin
mit Ziviorufen, die Königin winkte denselben vom
Schiffe aus wiederholte Abschiedsgrüße zu. Vor
ihrer Abreise ließ die Königin dem Polizeichef und
den Behörden von Semlin für die freundliche Auf-
nahme danken. Dem Wunsch der Königin ent-
sprechend, fuhr der Dampfer „Rafan“ durch die
alte Donau, so daß er weit unterhalb der Bel-
grader Festung von serbischer Seite sichtbar wurde.
Bei Wischniza wartete eine große Volksmenge, um
die Königin bei der Vorbefahrt zu begrüßen.
Bissau, 22. Mai. Das neue Kabinet ist
nunmehr gebildet. Dasselbe ist folgendermaßen zu-
sammengesetzt: General Abreu e Souza, Präsidium
und Krieg; Popovaz, Inneres; Mariano Carvalho,
Finanzen; Moraes Carvalho, Justiz; Julio Wilhena,
Marine und Colonien; Graf Balbon, Aeußeres,
und Franco Castellobranco, öffentliche Arbeiten.
Angekommene Fremde.
Grand Hotel. Herren: Postowski, Nirenstein und
Pechkranz aus Warschau. — Hahn aus Chemnitz. —
Zweig aus Berlin. — Pastor aus Ostrowic.
Hotel Victoria. Herren: Hanbold und Widawski
aus Warschau. — Paczkowski aus Chabierow.
Hotel Manntoufel. Herr Hinze aus Hannover.
Hôtel de Pologne. Herr Rózycki aus Zduńska-
Wola.
Okowit-Preis.
Warschau, den 22. Mai 1891.
En gros pr. Webro 856° — — — 858) 2%
Detail-Preis p. „ 868° — — — 869°) 3%
78% mit Recise Kop. zu 9%
Coursbericht.
Paris, den 23. Mai 1891.
100 Stück = 242 Fr. 30
Ultimo = 242 Fr. 25
Berlin, den 23. Mai 1891.
Berlin 41
Sondon 8
Paris 33
Wien 71.90
St Petersburg, den 22. Mai 1891.
St Petersburg 41
Sondon 8
Paris 33
Wien 71.90
St Petersburg 41
Sondon 8
Paris 33
Wien 71.90

Beilage zu Nr. 117 des

Podzer Tageblatt

Die Liebe ist stärker als der Tod.

Eine Erzählung aus dem Waldlande

von
P. K. Rosegger.

I.

Bist doch begierig, ob man mir die Geschichte glauben wird. Man braucht sie aber garnicht zu glauben, sondern bloß zu wissen. Und manche meiner Heimathsgenossen wissen thatsächlich noch von der Geschichte. Ich war damals ein Mensch in dem Alter, welchem man von artigen Leuten „Jüngling“ und von wahrheitsliebenden „dummer Junge“ genannt wird. Und kam der „heilige Fasching-Dienstag“; diesen Festtag haben wir immer streng gehalten, und also rüsteten wir uns auch diesmal zum Freiballe, der beim „goldenen Löwen“ in Krieglach abgehalten wurde.

Ich besaß ein nagelneues Steirergewand im Hosensack eine gegerbte Schweinsblase für fünfzehn Groschen Geld. Reicht das aus für zwei Portionen Broten, zwei Maß Gulnwein, eine halbe Maß Glühwein, zwei kalen Kaffee, für Spielentgeld auf ein paar Steirische, einen Geframgsten, und ein etliche Zigaretten? — Das reicht schlechterdings nicht dazu aus. Also verkaufte ich an den Hochbrunner-Knecht eine Lodenjoppe, da ja im Sommer vor der Thür war, übrigens schien nicht gedacht wurde an das Morgen, denn nur an das Heute, welches Fasching-Dienstag hieß. Und als ich nun so viel ammon beisammen hatte, um für mich und die erst zu gewinnende Tänzerin die oben genannten Güter erwerben zu können, heißt auf einmal, der Graben-Kathel wäre ihr gestorben, selbes werde am Fasching-Dienstag begraben und ich sei dazu auserlesen, Trüblein auf den Kirchhof zu tragen.

Die Graben-Kathel war ein armes Weib, die sonst im Tagwerk arbeitete, um das sich in seiner Krankheit niemand eigentlich kümmerte, nicht einmal der eigene Mann, der Graben-Gesck, welcher in einer andern Gegend Holznecht arbeitete und oft wochenlang nicht nach Hause kam. Aber das gestorben Kindlein mußte die Gemeinde doch begeben und that es eigentlich recht gerne, weil sie nur froh sein konnte, für die Zukunft den armen Eingebornen weniger in Sorge haben. Wie aber gerade ich zur Ehre kam, an einem solchen Tage drei Stunden lang (denn so weit war der Weg bis zum Kirchhof) eine Leiche im Arm zu halten, das dachte mir nicht ein. Daher begehrte ich und rief: „Wie komm' ich dazu?“ „Du kommst dazu, weil Du ein kräftiger Junge bist,“ antwortete der Gemeindevorsteher. Ich empfand ich nun wie eine wirkliche Auszeichnung. Andere Bursche, die auch zum Graben-Gesck geschickt worden waren, weil jedes ein geflochtenheilich eine leidtragende Person

beizustellen hatte, sahen einander jetzt so an. Der Hochbrunner-Knecht, der Franzel, trat vor und sprach: „Mir scheint, der Waldbauern-Peter will nicht recht. Könnt's auch leicht wegwerfen unterwegs das Trübel, wenn ihm schwach wird. Ich geh' ohnehin zum Freiball nach Krieglach und will's schon tragen.“ „Ist auch recht,“ sagte der Richter, „so pack's halt in Gottes Namen!“ Ich habe im selbigen Augenblick den Schimpf so tief empfunden, daß ich das heilige Fürnehmen machte: dem Franzel schlag ich heut' beim Löwen, bis wir lustig geworden sind, allzwei Füße ab, nachher soll er sehen, wer schwach wird! — Im nämlichen Augenblick aber sank die arme Graben-Kathel nieder auf das bereits geschlossene Särgelein und schrie: „Forttragen wollen sie dich mir, du mein einziges Glück auf der Welt! Bist gleichwol im Himmel bei unserer lieben Frau, so sei mein Fürbitt, daß sie auch mich bald zu sich nimmt. Bin so ganz und gar verlassen auf dieser Erden!“ Und begann so schmerzhaft zu weinen, daß ich all' meine Nachgedanken vergaß und nur noch denken konnte: die Leute sollten doch gut aufeinander sein in einem solchen Sammerthal. —

Der Franzel schlang nun um das fichtenholzweiße Trüblein einen Riemen, hing sich dasselbe über die Achsel, dergestalt, daß er es im Arm über der Brust tragen konnte. Ein schwarzbraunes Dirndl, eine Verwandte der Graben-Kathel, kam jetzt mit einem Blumenstrauß herbei, an welchem ein weißes und ein rothes Band war und diese Herrlichkeit steckte sie dem Franzel auf den Hut. Es ist ein alter Brauch in jener Gegend, daß Leichenträger solche „Todtenbuschen“ tragen; bei erwachsenen Todten müssen die Blumen weiß, die Bänder schwarz sein, bei Kindesleichen wollen die rothen Blumen und Bänder andeuten, daß keine Trauer sein soll, wenn ein unschuldiges Kind früher aus der Welt geht. Und in Wahrheit, als der Franzel nun mit dem Särgelein und den flatternden Bändern gleich einem Hochzeiter vorausging durch den großen Krefsbachwald hin und unser etliche laut betend hindreind, da war von einer Trauer nicht viel wahrzunehmen. Zwischen den Vaterunsern trieben wir miteinander ein bischen Schabernack. Neben mir ging der junge Bumshöfer, der fragte das schwarzbraune Dirndl, ob er sie heirathen dürfe?

„Ja, auf wie lang?“ gab sie ihm fragend Antwort. „Die Mannerleut' sind so viel falsch. Das sieht man wieder bei meiner Muhme, bei der Graben-Kathel. Was hat er ihr vorgeschwatzt, der Gesck, von Liebhaben und Treuein und Brav-Zusammenhalten in Freud und Leid! Wie sie kränklich ist worden und keine rechte Unterzaltlichkeit mehr daheim, hat er sich nach dem Holztagwerk lieber ins Wirthshaus gesetzt als ins traurige Grabenhäusel. Lediger Weis ist ihm

der Weg bei der Nacht nicht zu weit gewesen bis zu ihrem Fenster, verheiratheter Weis vergißt er auf Weib und Kind, zur Noth, daß er bisweilen ein paar Groschen Geld schickt, er selber kommt gar nicht mehr. Nicht einmal jetzt, wo das Kind gestorben ist, läßt er sich sehen, der Nichtsnutzige, läßt sein Weib im Elend allein.“

„Weiß er es wol, was geschehen ist daheim?“ fragte ich. „Das ist keine Ausred!“ fuhr die Schwarzbraune drein, „er soll sich umschauen nach seinen Leuten, wenn er ein ordentlicher Ehemann sein will. Himmlischer Vater, behüt' und bewahr' mich vor einem solchen Mann!“ „Du,“ flüsterte ich dem Bumshöfer zu, „ich glaub', das ist nicht die richtige Zeit zum Brautwerben. Wart's ab. Chevor sie ledig bleibt, kriegst sie gewiß.“ „Kannst recht haben,“ antwortete er und stimmte rasch in das laufende Vaterunser ein. Nach drei Stunden waren wir im Thale der Mürz und unser kleiner Zug trabte betend durch das große Dorf. Vom „Goldenen Löwen“ heran klang uns lustiges Pfeifen- und Geigenpiel entgegen und zu den mit Tannenzweigen bekränzten Fenstern heraus erscholl manch lecker Tuschschrei. Zum Hauptthor gingen im Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, Mannsbilder singend und lärmend aus und ein, einer davon blieb stehen, als er den nahenden Zug sah und rief: „Nur, was ist denn das für eine Maschlerad! Am Faschingtag Leut' eingraben, das ist keine Mode!“

„Ja, ja!“ schrie ihm unsere Schwarzbraune zu. „Geh' nur her! Gehörst eh' zu uns! Leicht willst es wissen, wen wir im Trübel haben!“

Der Mann stuchte ein wenig, nahm mit ungeschickter Hand die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Die schwarzbraun' Seffler ist dabei?“

„Ja, die ist auch dabei,“ antwortete sie, „wenn du selber nicht gehst zu deinem Kind, so müssen wir dir's halt nachtragen.“

Jetzt fiel ihm die Pfeife aus der Hand. Der Franzel war mit seiner kleinen Last stehen geblieben. Der andere starrte darauf hin und murmelte: „Schier Angst kunnt sie einem machen, die dumme Dirn'. — Wem — wem gehört's denn zu — das da drin?“

Antwortete der Franzel: „Gesck, es ist dein Kind.“

Der Gesck stand da wie ein Baumstrunk und rührte sich nicht. Nur der buschige Schnurrbart zuckte, sonst schien sein Gesicht schier versteinert zu sein. „Schon vorgestern ist es gestorben,“ berichtete ihm nun die Schwarzbraune. „Im Hals hat's was bekommen, erstickt in ein paar Stunden. Haben wol gleich nach dir ausgeschiedt, haben dich nicht gefunden. So, daß du es weißt. Und tröstest magst dich selber, wenn du willst.“ Der Gesck wendete sich schwerfällig um und wollte in den Wirthshof hinein, gegen die

Scheuer hin. Der Leichenzug ging dem Kirchhofsthore zu und ich schlich dem Gesche nach. — Der hat's jetzt tief, so war mein Gedanke. Mag ja sein, daß er ein Nichtsvug ist, aber jetzt hat er's doch. So eine Stund' wie die wird ihm nimmer kommen. Sein Weib daheim hat nur den Schmerz, der hat auch die Neue. Neue und Verzweiflung! größer kann ein Unglück nimmer sein. Man soll ihn nicht allein lassen in solcher Stund'.

In der Scheuer kauerte er an der finstern Ecke und ich hörte die Stöße seines Athems. So heftig schluchzte er, daß ich glaubte, es müsse ihm die Brust zersprengen. Ich blieb einige Schritte vor ihm stehen und dachte: Er soll sich nur ausweinen, ist ja ein Glück, daß er noch weinen kann. Auf einmal — ich erschrak fast — sprang er zu mir heran, rang die Hände und rief: „Ein Kind, wie Gott kein lieberes vom Himmel hat gegeben! — Aber in mir ist der leidige Teufel! Es ist nicht anders, es ist nicht anders; — Die ganze Woche im Holzschlag nichts denken, als: am Sonntag siehst es wieder. Und ich hab' ja auch meine Kathel gern. Aber wie ich heimkomm' in die dunkle Hütten und find' alleweil nur Sorg und Elend, hat's mich bald nicht lang gefreut. Der Mensch will nach harter Arbeit am Sonntag ja doch ein bißel Aufheiterung. Und geh' ins Wirthshaus. Die erste Zeit bleib ich nur ein Stündel, laß mir auch allemal eine Flasche füllen fürs Weib daheim. Nach und nach bleib' ich länger. Gute Kameraden gibt's auch. Spielarten gibt's auch. Allerhand so Unterhaltlichkeit im Wirthshaus. Mein Holzschlag ist näher dem Dorf als dem Kriebachwald. Denk' ich mir: Wozu den weiten Weg heimwärts und wieder den weiten Weg auswärts! Bleib' Sonntags über im Dorf und schick' ihr das Geld, was du an Schuhen erspart — ist jaust so gut, ist besser. — Schandkerl, der ich bin!“ Die Faust schlug er sich an die Stirn. Vom Tanzboden her klang die Musik, das Sauchzen der Lustigen. „Das sind Faschingstage!“ rief der Gesche aus, während er mit heftigen Schritten durch die Scheuer schritt. „Bin seit Sonntag so herum — von einem Dorf zum andern, von einem Wirthshaus zum andern. Der Arbeitsmensch muß seine Aufheiterung haben, natürlich! Alleweil dieselbe Ausred'!“ — Morgen ist Aschermittwoch, da wollte ich denn einmal sehen gehen, wie es daheim ausschaut. Just ein rechter Tag. Und was das Bübel schon macht. — Und jetzt kommt mir das Bübel schon entgegen. Das will den Aschermittwoch auf dem Kirchhof zubringen — ha, ha! — Schweigen sollt ihr, verdammte Kagen da drinnen!“ schrie er wüthend gegen das Haus, von dem die Geigenklänge herüberdrönten. „Peter, Peter!“ sagte er und packte mich an meiner Hand. „Gut muß es mir gehen, daß ich schon die Musikanten verachte!“ Ob er nicht mit auf den Kirchhof kommen wolle? war meine Frage, denn zwischen den Musikklängen durch hörte man das Kirchenglöcklein, zum Zeichen, daß ein Menschenwesen ins tiefe Grab gesenkt wird. „Setz auf den Kirchhof?“ begehrte er auf. „Du meinst mir's gut. Daß mich der Teufel Augen todstrecken thäten! — Nein. Ich schleich' mich da hinten über die Felder und nachher, wenn sie sich verlaufen haben . . .“

Der Holznacht-Gesche ist aber an demselben Tage nicht gesehen worden auf dem Kirchhof. Einen anderen Weg hat er gefunden, der war noch besser — den Weg durch den

Kriebachwald ins Hochgebirgsthal zu seinem verlassenen Weibe. —

Der kleine Leichenzug hatte sich auf dem Friedhofe nicht gerade lang aufgehalten. Sie kamen — eines nach dem andern — ins Löwenwirthshaus und der Hochbrunner-Franzel schlenkerte immer noch seine Arme aus, die ihm vom langen Tragen etwas steif geworden waren. Wir setzten uns zusammen zu einem Tische in der Gaststube, während über unseren Köpfen unter den Füßen der oben Tanzenden die Dielen schwankten. Der kugelrunde Wirth kam herbeigewackelt und freischte: „Brav, meine lieben Leut', daß ihr die Traurigkeit ein bißel wollt hinabschwemmen. Was schaffts' für einen, ordinari oder bessern?“ „Bessern?“ bestellte ich. „Bist ein Schaf!“ raunte mir der Hochbrunnerische zu, „er hat ja nur eine Gattung; sagt: ordinari, so ist er billiger, sagt: bessern, so ist er theurer.“ Wir Männer in Hemdärmeln, aber die Hüte auf dem Kopf und Zigarren im Mund, machten uns heimlich im Wirthshause zum Löwen. Bald nachher fingen wir an zu schnabulieren und zu süffeln. Sa, ja, süffeln ist schon das rechte Wort, denn für ein Trinken war es zu anhaltend und für ein Saufen zu zahm. Wir stießen auch mit den Gläsern zusammen, anfangs ließen wir das Todte leben, das wir auf den Friedhof getragen hatten, später sogar auch die Lebendigen. Uns einander! Als der Bumsböser und die Schwarzbraune zusammenstießen, da sprangen einige Tropfen Wein auf den Tisch und natürlich kam darauf der alte Spaß von der Taufe. Die Schwarzbraune machte ein troziges Gesicht und meinte, sie fröhe mit Männern nur an, um ihnen die Gläser in Scherben zu rennen. Ob sie die Gläser mit ihren Lippen ersehen wolle? gab ich ihr zu bedenken, da antwortete sie, das wären keine Reden für einen solchen Tag! stand auf, bezahlte an der Thür ihren Theil der Beche und ging davon. Der junge Bumsböser saß und lehnte noch eine Weile so herum im Wirthshause. Das sei der langweiligste Faschingstag, den er je erlebt! klagte er und endlich war der Bursche nicht mehr zu sehen. Anders hätte sich's beim Hochbrunner-Franzel geschmiedet. Die junge schneidige Wirthin aus unserem Walde, die am Kriebach ihr wohlangehendes Haus besaß, war erschienen. Auf einem Steirerwäglein war sie angefahren gekommen, hatte den Braunen selbst geleitet, und dabei mit der Peitsche geknallt. Jetzt trat sie mit ihrem frischen Rundgesichte ins Haus, ließ die funkelnden Augenlein einmal von einem Burschen zum andern fliegen. „Welcher hat denn die größte Schneid?“ rief sie heiter in die Stube, „mit dem will ich tanzen!“ Alles drängte sich an sie. Die Kriebachwirthin schaute aber auf den Hochbrunner-Franzel her und sagte: „Der dort gefällt mir am besten. Der hat sogar einen Buschen auf dem Hut.“ „Ja, einen Todtenbuschen,“ spotteten andere drein; nichts will ich wetten, ob ich nicht auch selber unter diesen „Anderen“ gewesen bin. „Ein Todtenbuschen!“ Darauf sie, „das macht nichts, wenn nur der Bursch' recht lebendig ist! Na, komm' her, probieren wir's!“ Winkte den Franzel zu sich. Der ging nicht ungerne, sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn keck auf den Tanzboden und rief den Musikanten zu, sie sollten auf ihre Unkosten einen Steirerischen aufspielen! Als dieses Paar unter der gemüthlichen Klängen des „altweltlichen Landlers“ schachte dahinreigte, da schauten wir andern einmal so süßsauerlich zu und schüttelten unsere Köpfe. Daß die junge Kriebachwirthin herlebig war

und mit ihrer heiteren Muthwilligkeit Welt nur so frisch vor sich hinstrieb, ist längst bekannt; daß die unterschiedlich Freier, die es bei ihr versucht, auf lustigste Weise abgefertigt zu werden pflegte, so daß sich niemand mehr an sie wagte, wollte, war auch bekannt, aber daß sie zu einem hinging und ihn hernahm vor al Leut', und es „mit ihm probierte“, das war etwas Neues.

Als das Stückel aus war, stellte sich Kriebachwirthin stramm vor den Franzel und sagte: „Lebendig bist mir genug. Wo so heirathen wir zusammen.“ Der hübsch kecke Franzel war im Gesicht glühend geworden vor lauter Schamhaftigkeit und schämte sich fast dessen, daß ihm so „glscham zu Muthe war. Er trat etwas zurück und antwortete auf ihre Frage bescheiden: „Ja, das wär' schon recht, heirathen, ich nicht ein armer Bauerknecht wär' und nicht die Kriebachwirthin.“ „Oh Eap du!“ lachte sie und zwickte ihn am Arm. „wenn wir zusammenheirathen, bist du ja mehr der Bauerknecht, nachher bist ja Kriebachwirth! Der Kriebachwirth und Kriebachwirthin werden doch zusammenpa nicht?“ „Die soppt mich ordentlich brummt der Franzel und verlor sich Gedränge.“

Mein Sinn ging nun ebenfalls einer Tänzerin, aber die Tungen und ich waren stets alle „in der Hand.“ meine menschliche Gestalt nicht die auffallend war, wußte ich wol, in diesem Bewußt fehlte es mir auch stets an Courage; auf mein neues Steirergewand hatte ich ge und auf das Klinkern mit den Großen der Hosentasche. Es hatte nicht die et tete Wirkung. Da wurde ich im Ge zufällig an ein alliches Weibsbildchen drängt. „Oho!“ zirpte dieses, „druck nicht zu tod! Was doch diese Mann zudringlich find!“ „Ist nicht gern' gesch als so entschuldigte ich mich und tr hinweg. „Nu, meinethwegen,“ flüsterte „komm', tanzen wir Eins miteinander!“ Ich willenlos folgte ich ihr, der Raum aber derart überfüllt, daß wir nicht dra men konnten, daß wir aus dem Kreise wieder herausgedrängt wurden. Meine — sie hatte in ihrem spitzen Gesichte Menge zarter Runzeln — trippelte un dig mit beiden Füßen, endlich, da es vorwärts ging, sagte sie: „Komm'! zerte mich durch mehrere Gänge in große Kammer, da war es still und allein mein Weibsbildchen zog aus Kittack eine Mundharmonika, nahm schen die Lippen, mich kühlich in die und bei selbstgeblasener Polka strampf etlichemale in der Runde herum. ging ja prächtig!“ meinte sie, „wo kostspieligen Musikanten, wenn man sein Zeug bei sich hat! Die feine Mann und einen so netten Tänzer dazu!“

Nach mehreren mißlungenen Fl suchen entkam ich ihr endlich durch ein pfortchen, sprang durch ein Fenster den Hof und flüchtete in's Gastzimmer war es tabakrauchdunstig und leer, der hatte sich auf dem Tanzboden ver Nur der Hochbrunner-Franzel saß war sehr verdrießlich. „Der, wenn ich der möcht' ich was anthun!“ knirschte die Kriebachwirthin anspielend, „mich Narren zu halten vor allen Leuten!“ nur du dich selber nicht zum Narren Franzel!“ war mein Bedenken. „E geschheit bist, können wir Waldbauer

nächste Jahr unseren Faschingswein bei dir trinken. „Sei halt du so gescheit!“ trumpfte er mich ab. „So gescheit wär' ich schon, aber so schön bin ich nicht.“ Wir hatten noch kaum ausgedrückt, kam sie selber zur Thür herein und gerade auf den Franzel zu. „Von den Feineren bist du keiner,“ sagte sie zu ihm und setzte sich daneben hin. „Daß ein richtiger Bursch seiner Tänzerin ein Glas Glühwein zahlen soll — ich glaube, davon weißt du nicht!“ „Um ein Glas Glühwein ist mir die Kretzwirthin jauch nicht feil!“ war seine Antwort. „Franzel,“ sprach sie nun, und ihre Stimme war eine leiser und eine andere, „warum sagst denn nicht Du zu mir, wie ich zu dir? — Im Spaß und im Ernst, Franz, sag's aufrichtig, magst du mich oder nicht?“ Für mein Leben gern hätte ich den zwei Leuten noch weiter zugehört, aber der Franzel winkte mir mit den Augen und ich dachte, einen besseren Gefallen kann man ihm nicht erweisen, als daß man sie jetzt allein läßt. Leise nahm ich meine Tasse von der Wand, schlich zur Thür hinaus, und weil ich beim „goldenen Löwen“ die erhoffte Unterhaltlichkeit doch nicht mehr fand, so machte ich mich auf den Heimweg.

Ueber der Schneelandschaft lag Nebel und Nebel spann in den Aesten der Bäume, die nun stundenlang zu beiden Seiten des Weges standen. — Ich dachte so für mich hin, wie manch ein Mensch eigentlich schrecklich verlassen sein kann auf der Welt. Just an Tagen der Lustbarkeiten fühlt man's am meisten. Ich habe auch gar keinen Schick zum richtigen Lustigsein so wie andere; wenn's gerade recht laut und toll ist um mich und alles einladet zum Mittjauchzen und Springen, thut mir leise — ganz leise das Herz weh, und ich weiß nicht warum. Sung und Gesund — ich weiß wirklich nicht warum. Und wenn mir so um's Herz ist, da bin ich doch lieber im stillen Wald, als in der lärmenden Gesellschaft. Sie sollen machen, was sie wollen, und wenn gleichwol Einer sagt, mir könnt' schwach werden — deshalb will ich ihm keinen Fuß abschlagen. Als es schon dunkelte, hörte ich hinter mir Schlittengeschelle. Stand zur Seite und sah nun ein braunes Köpfelein vorbeitragen. Auf dem Schlitten, in härterer Decke wohl verwahrt, saß die junge Kretzwirthin und der Hochbrunner-Franzel. Sie sahen mich nicht stehen, lachten einander in's Gesicht und da waren sie auch schon vorüber. Den Buschen hatte er nicht mehr auf dem Hut, ich mußte es aber doch — mit dem Leichlein aus, mit dem Dieblein heim!

Als ich am Grabenhäufel vorüberkam und zum niedrigen Fenster einen Blick hineinthat, sah ich, wie an der Wand die Ampel brannte, am Herde die Kathel kauerte und am Tische der Hensch tief gesenkten Hauptes saß. Daneben stand die Wiege, halb gefüllt mit Stroh — sonst nichts drin. Ein trauriges Bild — ich ging vorüber.

Der Hensch — ein sonst baumstarker Mensch — ist vom selbigen Tage an schwer krank gewesen viele Wochen lang. Ein Nervenfieber, kein Mensch hat ihm Wiedergenesung verhofft. Aber sein Kathel — wol auch selbst abgehärtet und krank, aber ihres eigenen Leidens vergessend — hat ihn gewartet und gepflegt voll Geduld und Herzensmuth, bis er endlich in den Tagen der Maie wieder genesen ist vor der Hütte, in einer fast süßen Kraftlosigkeit die laue Luft des Waldes hat getrunken und in seinem Herzen unermesslich selig ist gewesen. Da hat er einmal seinen Arm um den Nacken des Weibes gelegt und gesagt: „Katharina! Das Unglück hat mich zu mir selber gebracht

und zu dir, jetzt erst bist du mein geworden. So oft ich an's Wirthshaus und an die Spieltarten denke, gehr's mir eiskalt über den Rücken. Das ist vorbei. Alle Sonntage nur bei dir. Heut' wär' ich unter der Erden, nur deine treue Lieb' hat mich festgehalten auf der Welt. Meine Mutter hab' ich gern gehabt, das weißt. Bei der Seel' meiner Mutter versprech' ich dir's: Von jetzt an nur bei dir daheim!“ Sie drückt den vor Aufregung Belebenden sanft auf seinen Sitz zurück und sagt! „Thu' dich nicht so aufregen, Hensch, ich glaub' dir's, du bist ja mein lieber Mann.“

Das war im Mai. Im Juni, als man das große Fest der Apostel Petrus und Paulus beging, waren in der Gegend zwei Hochzeiten. Der Bumschöfer und die Schwarzbraune, der Franzel und die Kretzwirthin.

Denn die Schwarzbraune, wie sie die Belehrung des Hensch gesehen, war zur Ansicht gekommen: Gar so schrecklich schlecht, wie es manchmal ausschaut, sind die Mannsleute eigentlich doch nicht! — Und der Franzel hat gemeint, besser als im Bauerndienst ist es doch, der Kretzwirthe sein, ein frisches Weib haben und in Arbeitsamkeit und Redlichkeit wirthschaften.

Ein Jahr später ging eines Tages wieder ein Zug vom Waldgebirge gen die Waldkirche zu Kriegelach hinab. Aber kein weißes Trüblein wurde getragen; drei kleine, winzig kleine, aber durch und durch lebendige Kinder brachten sie daher zur heiligen Taufe. Das eine war vom Bumschöfer-Hofe, das andere vom Kretzwirthe-Hofe, das dritte vom Grabenhäufel. . .

Ich habe dabei nichts zu thun gehabt, als mich insgeheim ein wenig zu freuen über die Wahrheit des Ausspruches, daß die Liebe stärker ist als der Tod.

Die erste Auflage.

Von
Jaques Normand.

Geehrter Herr!

Es macht uns besonderes Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß die erste Auflage Ihres Werkes „Die Schwalben“ vollständig vergriffen ist und es nöthig wird, einen neuen Abdruck zu veranstalten.

Wollen Sie die Güte haben, im Vorübergehen in unsere Buchhandlung zu kommen, damit wir das Nähere über diese Angelegenheit besprechen können.

Empfangen Sie u. u.

Gebürdeter Massol, Verleger.

Als ich diesen Brief erhielt, so erzählte uns neulich Henry Didier, der berühmte dramatische Dichter, da glaubte ich zu sterben vor Freude und Erstaunen, fast noch mehr vor Erstaunen, als vor Freude.

Die erste Auflage der „Schwalben“ vergriffen! Das erste Bändchen Gedichte! Ich war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, kannte Niemand in Paris, in keiner Zeitung war darüber gesprochen worden, ich hatte nur einige bezahlte Reclameanzeigen auf der 4. Seite der Journale gehabt! . . . Und in wieviel Zeit hatte ich dies unerwartete, unwahrscheinliche Resultat erlebt? In kaum einem Monat! . . . So war es also ein Erfolg, ein wahrer Erfolg! . . . Ich hatte also wirklich Talent? Man begann mich anzuerkennen unter meinen Zeitgenossen, welche

ich bisher verläumdete hatte, indem ich sie beschuldigte, Gegner aller Poesie zu sein, und sie abscheuliche Philister nannte.

Ich wollte nun aber auch nicht auf dem halben Wege stehen bleiben. . . diesem Bände sollte ein zweiter folgen. . . ich hatte schon daran gearbeitet. . . ein Traum. Dann sollte das Theater an die Reihe kommen, dieses mächtige Schwunghrett, welches einen mit einem Schläge auf die Höhe des Ruhmes, ja bis zu den Sternen befördert! Und dann der Roman! Warum nicht auch der Roman?

Ich dachte schon an die tiefsten psychologischen Studien, an die genauesten und ergreifendsten Schilderungen. Mein Hirn arbeitete, der ganze tolle Ehrgeiz meiner zwanzig Jahre wirbelte mir im Kopf. Ich las den glückbringenden Brief immer wieder.

Ich lief in meinem Zimmer hin und her, strahlend und lebhaft gestikulirend.

„Was hast Du nur, mein Liebling?“ Das Gesicht meines Großvaters erschien in der halbgeöffneten Thür, ein wohlwollendes, freundliches Gesicht, auf's Sorgfältigste rasirt, mit starker Nase, die lebhaften Augen hinter Brillengläsern, die wohlfrisierte Perücke mit ihren weichen Locken sein ruhiges, rosiges Antlitz einrahmend.

„Was ich habe, Großvater?“ Da lies!“ Als er den Brief durchgesehen hatte, sagte er: „Das wundert mich gar nicht! Deine Verse sind hübsch genug, wie es mir scheint.“

„Aber denke doch nur Großvater! Welch ein ungeahnter Erfolg! Man liest ja gar keine Gedichte mehr!“

„Man liest die Deinen. . . das muß Dir genügen.“

„Ich glaube wohl!“

„Dann bist Du also glücklich?“

„Ob ich glücklich bin!“

„Weiter ist ja nichts nöthig.“

Er öffnete seine Tabakdose und nahm langsam eine Pfeife, während er mich mit lächelnder Miene ansah. Eine Viertelstunde später war ich bei den Massols.

Die ganze literarische Welt kennt diese berühmte Buchhandlung, die große Halle mit Oberlicht, wo ein Berg sorgfältig geordneter Bücher sich in weißen, gelben und blauen Reihen hinzieht. Holzene Galerien laufen an den Wänden entlang und bilden zwei Etagen.

Es findet ein fortwährendes Kommen und Gehen statt von Angestellten und Commis; Bücher und Papierballen werden auf Fahrstühlen hinauf und hinunter befördert, eine Art von geistiger Maschine, deren unverfälschbares Product der gedruckte Gedanke ist.

Mit einem Sprunge war ich in der ersten Etage vor dem Privat-Cabinet des ältesten Massol, der sich besonders mit dem Empfang der Schriftsteller beschäftigte.

Ich fand das Cabinet geschlossen. Der Laut von Stimmen drang heraus. Der Principal war beschäftigt. Ich setzte mich auf eine Bank und wartete, bis die Reihe an mich kam. Und während des Wartens erinnerte ich mich der Erregung, mit der ich das erste Mal in diese Buchhandlung gekommen war. Mit welchem Herzklopfen stieg ich diese Treppe hinauf, mein Manuscript unter dem Arm. Und als ich in Massol's Cabinet eintrat, wie zitterte ich von Kopf bis Fuß! . . . Er empfing mich höflich, aber kühl. Er hatte auch vollständig Recht. Ein junger Mann von zwanzig Jahren, ein Unbekannter, und was brachte er? Verse! . . . Eine Waare, die sich kaum verkauft in einer Buchhandlung. Wenn es noch ein Roman wäre. . . aber Gedichte!

Er hatte dennoch eingewilligt, sie heraus-

zugeben, auf meine Kosten natürlich. Und seitdem hatte ich alle Gemüthsbewegungen durchgemacht, die mit dem Erscheinen eines ersten Buches verknüpft sind. Die Correcturbogen, die noch feucht von Druckerschwärze sind, so voll von Fehlern, daß man verzweifelt, jemals damit fertig zu werden; die endlosen grammatikalischen Schnitzer, die falschen Interpunctionen, die nie endenden Kämpfe mit den Druckern, welche man innerlich „Dummköpfe“ nennt und die uns mit derselben Münze bezahlen; dann ist das Inhaltsverzeichnis zu machen, der Titel so herzustellen, daß er das Auge des Käufers anlockt; die Farben für die Einbände zu wählen, endlich die druckfertigen Correcturbogen. Diese drei Worte, welche nach nichts klingen und die doch in Wirklichkeit Alles sind, weil sie den Gedanken des Verfassers in's Publicum bringen, wie die drei Schläge vor dem Aufgehen des Vorhanges das Stück dem Publicum überliefern; zum Schluß das Erscheinen des Buches, wie es sich ganz neu und zierlich ausgestattet in den Schaufenstern der Buchhändler präsentiert, auf den Boulevards, in den Passagen.

Das Cabinet von Massol öffnete sich. E., der Akademiker, kam heraus, von dem höflich sich verneigenden Verleger bis zur Thür begleitet. Das war ein guter Kunde, den man warm hielt! Würde ich das jemals erreichen können, mein Gott?

Massol winkte mir, einzutreten, wohlwollend und väterlich. Er lud mich zum Sitzen ein und versank selbst in seinen lederbezogenen Lehnstuhl.

„Sie haben unseren Brief erhalten?“

„Ja, Herr Massol.“

„Ein Band Gedichte in einem Monat vergriffen. Unter uns gesagt, ich verstehe nicht, wie das möglich ist.“

Dies war wenig schmeichelhaft; aber ich war selbst zu erstaunt gewesen, um nicht sein Staunen zu entschuldigen.

„Es ist sehr komisch, wie es mit Ihrem Buche geht,“ fuhr er fort, „man kauft es, aber man spricht nicht davon. Es ist das erste Mal, daß ich das im Buchhandel erlebe. Sehr komisch, sehr komisch.“

Es wurde während unserer Unterredung abgemacht, daß sofort 500 neue Exemplare von den „Schwalben“ gedruckt werden sollten, damit der Vorrath nicht ausginge. In der That sah ich nach wenigen Tagen mein liebes Buch wieder ausgestellt mit dem schmeichelhaften Zusatz: „Zweite Auflage.“

Nun war es sicher, ich war etwas. Und doch beunruhigte mich die Bemerkung von Massol ein wenig. Niemand sprach von meinem Buche, Niemand schien es gelesen zu haben, ausgenommen die, denen ich es geschickt hatte . . . und dennoch!

Eigentlich, sagte ich mir, bin ich recht thöricht, mich so zu quälen. „Die Schwalben“ verkaufen sich, man kauft „die Schwalben“. Was kann ich noch mehr verlangen?

Uebrigens enthält das Buch nur Liebesgedichte, leidenschaftliche Verse . . . Es sind die Frauen, welche es sich freitig machen werden! . . . Oh die Frauen! . . .

Und trunken von diesem Gedanken glaubte ich, mein Bündchen mit dem blauen Umschlag in den Händen aller dieser großen Damen der vornehmen Welt zu sehen, wie sie des Abends im Bett lasen und einschliefen, indem sie davon träumten.

Ermuthigt durch diesen ersten Erfolg, hatte ich mich mit Feuerreifer an die Arbeit

gemacht. Ich schrieb mein erstes Stück „Die Großmutter“, welches, wie Sie wissen, das Glück hatte, am Odéon-Theater zu gefallen. Dann kamen „Die Opfer der Ehe“ an Gymnase, dann „Die beiden Brüder“ an der Comédie Française und andere mehr. . . . Ich wurde ein bekannter Schriftsteller; die Jahre vergingen . . . und ich dachte nicht mehr an meine „Schwalben“, dieses Jugendwerk, diesen schüchternen, längst vergessenen ersten Versuch.

Um diese Zeit erlebte ich einen der großen Schmerze meines Lebens. Ich verlor meinen lieben Großvater. Er entschlummerte sanft, von uns Allen gepflegt und geliebt bis zu seiner letzten Stunde. Er war eine jener seltenen Naturen, die gar keinen Egoismus kennen und deren thätige Güte nie vor einer Mühe zurückscheut, wenn es gilt, einem geliebten Wesen eine Freude zu bereiten. Härtliche und feinfühlende Seelen, die sich unausgesetzt selbst vergessen, indem sie nur an Andere denken, und die sich vollkommen belohnt fühlen durch ein Lächeln; die ihr Glück in dem Glück finden, das sie Anderen bereiten. — Ich werde nie den schmerzlichen Eindruck vergessen, welchen wir alle empfanden, als wir einen Monat nach dem Tode dieses geliebten Greises zum ersten Male sein Zimmer betraten. Es war ganz unverändert geblieben mit seinen alten Möbeln und all den vertrauten Gegenständen, welche ihn uns zurückriefen.

Einzelne Sonnenstrahlen drangen durch die Fensterläden, sie fielen schräg auf den blumigen Teppich, wo sie eine Art von goldenem Gitter bildeten, über dem der Staub aufwirbelte.

Wir gingen auf den Fußspitzen und sprachen mit leiser Stimme. Es schien uns, als wäre er noch da in dem großen Bett mit den zugezogenen Vorhängen oder in dem Lehnstuhl, den er so gern hatte, oder neben dem Tische, wo er seine Zeitung ausbreitete und seine Berechnungen machte mit der Pünktlichkeit, die er auch in den kleinsten Angelegenheiten seines Lebens bewies.

Ein Diener, der erst kürzlich in's Haus gekommen war, öffnete plötzlich die Fensterläden, gleichgiltig gegen eine Gemüthsbewegung, die er nicht verstehen konnte. Mit einem Schlage überfluthete das Tageslicht den ganzen Raum, und mit ihm ein frischer Luftzug und das Getöse der Straße. Der Tod ließ das Leben eintreten.

Und mit dem Leben kamen gleich alle grausamen Nothwendigkeiten. Die Wohnung des theuren Verstorbenen mußte wieder vermietet werden, die Schränke geleert, Platz gemacht werden für den Unbekannten, welcher seine Stelle einnehmen sollte. Die Todten verschwinden schnell, besonders in den großen Städten, diesen immer in Bewegung befindlichen Bienenstöcken. Raum ist eine Zelle leer und das Summen in ihr verstummt, so findet sich schon wieder ein anderes Leben in ihr ein, ohne Ahnung von dem, was vor ihm war und nach ihm sein wird.

Das Austräumen begann. Es machte mir einen peinlichen Eindruck. Alles, was mir von meinem Großvater noch geblieben war, schien sich nun auch zu zerbröckeln und zu zerstreuen.

Die regelmäßige Lebensweise, welche er während mehr als dreißig Jahren in diesen kleinen Räumen geführt, hatte überall ihren Eindruck hinterlassen. Bei jedem Möbel, das man fortrückte, bei jedem geleerten Schubfach war es ein Andenken, an das man rührte,

das man zerföhrte. Ich hatte des Dichters „Sunt lacrimae rerum“ nie so gut verstanden.

Ja, diese tausend, seit so langer Zeit aufgehäuften, werthlosen Kleinigkeiten litten grausam, als man sie ohne Mitleid von ihren gewohnten Stellen entfernte, aus der stillen Dunkelheit, in der sie schlummerten.

Einer von uns stieß einen Ruf der Ueberaschung aus, und indem er auf den Boden eines Schrankes zeigte, den er eben geöffnet hatte, rief er:

„Henry, komm und sieh einmal!“ Ich blickte sofort hin und sah . . . Oh! theuerster Großvater! . . . Lieber, vortrefflicher Mann! . . . Ich sah die inneren Bretter des Schrankes angefüllt mit lauter gleichen, unaufgeschrittenen Büchern mit blauen Umschlägen, die ich nur zu gut kannte. . . . „Die Schwalben! Die Schwalben!“ . . .

Sie war beinahe ganz vollständig da, die erste Auflage meines Buches, diese so überraschend schnell vergriffene Auflage, welche man kaufte, aber von der man nicht sprach, wie Massol gesagt hatte! . . . Ich glaube wohl, daß Niemand davon sprach! . . . Es war Großpapa gewesen, der sie alle gekauft hatte . . . Er war dieses unbegreifliche Publicum! Er diese schönen Herzoginnen und Gräfinnen, welche ich mir vorgestellt hatte, auf ihren spitzenumsäumten Kissen, meine Gedichte verschlingend. . . .

Ich kniete nieder und berührte mit zitternder Hand diese Bücher, alle alt und unbenutzt. Einige trugen den Stempel der entlegensten Buchhandlungen; dieses kam vom Boulevard du Temple, jenes aus der Galerie des Odéon. Während ich sie in der Hand hielt, glaubte ich, den lieben Mann vor mir zu sehen, wie er mit leichtem Schritt nach allen Himmelsrichtungen von Paris wanderte, um das Buch seines Enkels zu kaufen. Ich sah ihn in den Laden treten, stolz „Die Schwalben von Henry Didier“ verlangen, zwei oder drei Exemplare nehmen — mehr konnte er nicht, ohne den Verdacht des Buchhändlers zu erregen, — ich sah ihn, wie er sie unter dem Arme nach Hause trug, selbst lachend über seine rührende List. Raum heimgekehrt, eilte er schnell an seinen Schrank und verbarag seine Beute, glücklich, wenn die Reihe der Bände immer länger und länger wurde. Fünfzehn Jahre lang hatte er sein Geheimniß bewahrt. Sein Zartgefühl hatte den Dank verschmäht, den er so sehr verdient hätte.

Und ich erinnerte mich nun der Worte, welche er mir gesagt hatte, indem er hinter seiner Brille lächelte, an dem Tage, als ich Massol's Brief empfing:

„Du bist glücklich, Kleiner?“ Nun, weiter ist ja nichts nöthig!“

Ja, ich war glücklich, lieber Großvater. Keiner der Erfolge, die ich seither gehabt habe, ist jemals dem Glück gleichgekommen, welches ich empfand, als ich hörte, daß die erste Auflage meines Buches vergriffen sei. Ich weiß nun, wie das geschah. Ich kenne die unschuldige List, und zu der vergangenem Freude gesellt sich die tiefste Dankbarkeit für den, welcher sie mir verschafft hat. Dich noch mehr lieben, ich hätte es nicht gekonnt. Aber die rührende Aufmerksamkeit hat mir bewiesen, daß das Anziehendste und wahrhaft Erhabenste auf der Welt die Güte ist!

Henry Didier schwieg. Eine Thräne rollte über seine Wange herab. Und wir Alle, die wir ihm zugehört hatten, blieben stumm, innig ergriffen von seiner Erzählung.